

Geologische Forschungsreisen im südöstlichen Kleinasien

Von Dr. Franz Schaffer

(Schluß)

Am andern Morgen nahm ich Abschied von dem gastlichen Erdenwinkel und wir ritten mit einem eingeborenen Führer auf steil ansteigendem Pfade die Höhe der Talwände hinan, in südwestlicher Richtung an dem hochgelegenen, lieblichen Orte Narly vorbei, über die bis an 1600 *m* reichenden, von herrlichen Hochforsten bedeckten Höhen, bis wir an dem steilen Abhange des Plateaus standen und hinab in das weite Tal des Calycadnus und auf die sich im Süden schroff erhebenden Bergzüge blickten, die nach den Reliefformen zu urteilen noch zur Tafellandschaft der Tracheotis gehören. Soweit das Auge reicht, reiht sich gegen Westen ein Tafelberg an den andern, schiebt sich eine Felswand hinter die andere, ohne daß eine Änderung im landschaftlichen Typus uns den Rand des Miocänbeckens bezeichnete, das sich bis über Ermenek in das Innere erstreckt. Im Südosten schaut der Imbarus mit seinen abwechslungsreichen Gipfeln, ein anderes Stück der Erdkruste, über die Tafelberge herüber. In den tieferen Regionen, in die wir nun hinabsteigen, bedeckt spärliches Buschwerk die nackten Hügelzüge, die dem Tale ein unsäglich trauriges Aussehen verleihen. Hier liegt an einem kleinen Nebenflusse des Calycadnus die Stadt Mut (350 *m*), ein unansehnlicher Ort mit unbedeutendem Bazar und zahlreichen Resten des alten Claudiopolis und den ausgedehnten Ruinen eines mittelalterigen Kastells, die als Steinbruch benützt werden und zum Teil schon abgetragen sind. Das neuerbaute Café bietet eine gute Unterkunft. Die Stadt ist Sitz eines Kaimakams und besitzt ein gewisses Renommee wegen ihres ungesunden Klimas.

Am 8. Mai zogen wir längs des linken Ufers des Calycadnus, der in so früher Jahreszeit äußerst wasserreich war, durch ein weites, von öden Hügeln eingeschlossenes Tal viele Stunden dahin. Dann entfernt sich der Pfad etwas vom Strome, an dem mehrere elende Dörfer liegen, und steigt steil zur Höhe des aus lichten, gebankten Mergeln aufgebauten, von massigen Konglomeraten bedeckten Plateaus hinan. Die Sonne war schon untergegangen, als wir aus dem dichten Föhrenwalde heraustraten und sich uns ein freier Blick auf den Unterlauf des Flusses und das Meer im Hintergrunde bot. Im Scheine des Vollmondes stiegen wir zwei Stunden lang zu den in einem weiten Talkessel gelegenen, von üppigem Grün fast verdeckten Hütten von Keben hinab. Zeitig morgens setzten wir unseren Weg flußabwärts fort. So öde am Vortage der Ritt durch das eintönige Hügelland gewesen war, so abwechslungsreich führte uns jetzt unser Weg längs des sich in engem, von hohen Wänden überragtem Tale dahinschlängelnden Flusses dahin. Seine Ufer sind von dichten Hainen von Oleandern, Öl- und Granatbäumen bedeckt, die in voller Blüte einen farbenprächtigen Anblick boten. Wir überschritten den Fluß mittels einer Fähre und stiegen über eine bewaldete Höhe, von der aus wir die Ebene von Selefke und das hochgelegene Kastell erblickten, zur Küste hinab.

Die Stadt, die einst als das alte Seleucia eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, ist heute von geringer Bedeutung. Sie liegt am rechten Ufer des Calycadnus, in dessen Schwemmsand Kaiser Friedrich Barbarossa seinen Tod gefunden hat, ein paar Kilometer vom Meere entfernt, in das sich das sumpfige Delta des Flusses vorschiebt. Sie besitzt einige Reste antiker und mittelalteriger Bauten, unter denen die Hochburg der bedeutendste ist. Von hier führt eine als fahrbar angesehene Straße die Küste entlang nach Mersina. Auf dieser zogen wir, dem Fuße des gegen das Deltaland steil abfallenden Kalkplateaus folgend, nordwärts. Bald erreichen wir den Strand, an dem bei dem Orte Tekir einige unterirdische Süßwasserläufe unter dem Meeresspiegel münden. Von diesen ist besonders einer zu erwähnen, der aus einem etwa 1 m im Durchmesser messenden, brunnenartigen Loche so stark emporquillt, daß hineingeworfene Steine ausgestoßen werden. Das Wasser ist, wohl infolge des mitgerissenen salzigen Grundwassers, brackisch. Diese Erscheinung wiederholt sich an der Steilküste, die bis an die Mündung des Lamas Su reicht, an mehreren

Punkten. Die Küste ist überaus reich gegliedert und bietet mit ihren geschützten Buchten, den Felsvorsprüngen, Klippen und Inselchen, mit den blendendweißen Felspartien und den dunklen Büschen, aus denen die lebhaften Farben der Oleander- und Granatblüten hervorleuchten, mit den unzähligen Ruinen und Trümmern alter Städte, die sie bedecken, eine der reizvollsten Landschaften des Mittelmeeres. Bei der Tatly Su — Süßes Wasser — genannten Quelle, an der Reste großer Bauwerke stehen, führt eine aus behauenen Steinen gebaute Straße steil zu der in alter Zeit berühmten Corycischen Höhle hinan. Wir folgen ihr zur Höhe des hier etwa 300 m hohen Kalkplateaus, das von dornigem Gesträuch bedeckt ist, aus dem zahlreiche altertümliche Ruinen aufragen. Plötzlich stehen wir an einem gähnenden Erdschlund. Ein trogförmiger Kessel von etwa 280 m Länge und 25 m Breite ist 70 m tief mit senkrechten Wänden in das Kalkgebirge eingesenkt. Eine Stelle gestattet einen schwierigen Abstieg in die Tiefe. Die Längserstreckung ist nordsüdlich. Der Boden liegt im Süden bedeutend tiefer und setzt sich in einen unterirdischen Abzugskanal fort, in dem vermutlich die Wässer, die diesen Schlot schufen, ihren Abfluss gefunden haben. Hier soll nach der alten Sage Zeus den Riesen Typhon gefangen gehalten haben. Am Eingange steht ein kleines Siaret = Heiligtum. Nördlich von diesem Kessel liegt in etwa 100 Schritt Entfernung ein zweiter, der gänzlich unzugänglich ist. Er mißt etwa 25 m im Durchmesser und ist vielleicht 200 m tief. Seine Wände sind vertikal, zum Teil überhängend. Weiter im Süden befindet sich ein dritter, aber viel weniger ausgebildeter Kessel, der mit den beiden anderen wohl durch eine nordsüdlich verlaufende unterirdische Wasserader in Zusammenhang stehen mag. Diese Erdschlünde — von den Eingeborenen Dschennet = Paradies geheißen, sind als eine unseren Karstschloten, den light holes von Jamaika, entsprechende Erosionserscheinung anzusehen. Ein paar Kilometer im Nordwesten findet sich bei der alten Stadt Kanytelideis ein gleicher Kessel und ich konnte ähnliche Vorkommnisse auch in dem Kalkplateau am Rande der lykaonischen Senke beobachten.

Unser Weg führte uns weiter an der mit Ruinen bedeckten Insel Kiz Kalessi — dem alten Crambusa — vorbei nach dem ausgedehnten Trümmerfelde von Corycus und Elaeusa-Sebaste, über das wir stundenlang zwischen den Ruinen gewaltiger Bauten und Gräberstätten dahinritten. Wir übernachteten in einem verfallenen Palaste, und ich durchstriefte am anderen Morgen den von Ruinen

weithin bedeckten Küstenstrich. Die guterhaltenen Türme, Mauern und Basteien des alten Corycus sind vielleicht die großartigsten Zeugen der altarmenischen Kultur, als deren letztes Bollwerk die Feste 1438 in die Gewalt der Osmanen fiel.

An diesem Teile der Küste kann man ein rasches Vorrücken des Landes beobachten. Die Insel Elaeusa ist heute mit dem Festlande durch Dünen verbunden, vor der Mündung des Scheitan Su, der bei Corycus das Meer erreicht, liegt eine Nehrung und der Insel Kiz Kalessi droht auch das Schicksal der Verlandung. Das Stadium von Sebaste ist von Dünen, auf denen schon große Bäume wurzeln, teilweise erfüllt. Wir folgen auf der Straße dem gewaltigen Aquädukte, der über Täler und Höhen das Wasser des Lamas Su 14 *km* weit zur Stadt leitete.

Bei dem in grünem Tale gelegenen Lamas Han halten wir Rast und ziehen dann in der schmalen Küstenebene, die sich von hier ab zwischen das etwas zurücktretende Kalkgebirge und das Meer einzwängt, nach dem Alata-Café und am folgenden Tage auf der schon bekannten Straße nach Mersina.

Hier erfuhr ich die unwillkommene Nachricht von dem Auftreten der Pest in Smyrna und den syrischen Häfen, die mich zur beschleunigten Rückkehr nach Europa bewog, da ich die mir gestellte Aufgabe, soweit es wünschenswert war, gelöst hatte und vielleicht noch den Quarantainemaßregeln, die bereits von einigen Staaten über Provenienzen aus der Türkei verhängt waren, entkommen konnte. Ich reiste am 16. Mai mit dem Lloydampfer „Elektra“ ab, landete am 19. in Konstantinopel und traf am 22. abends in Wien ein.

Die Ergebnisse meiner Reise ließen die Fortsetzung der Forschungen in der nächsten Zeit höchst wünschenswert erscheinen, und schon im Monate August kehrte ich nach dem Oriente zurück.

Von Konstantinopel, wo ich einen jungen Landsmann, Herrn Gottfried Stransky, als Dragoman aufnahm, begab ich mich nach Konia, dem Endpunkte der anatolischen Eisenbahn. Die Fahrt, auf der man zuerst den Golf von Ismid, dann das Gebirge am mittleren Sakaria und seinen Nebenflüssen und endlich die Hochfläche des Innern kennen lernt, ist äußerst abwechslungsreich. In Eskischeh'r, von wo die Bahn nach Angora abzweigt, wird Nachtrast gehalten. Wie eine Schutzhütte in der Unwirtlichkeit der Natur, öffnet hier die deutsche Herberge der allen Reisenden wohl unvergeßlichen Frau Tatia ihre gastlichen Pforten, ein deutsches Heim, die letzte europäische Küche auf der Fahrt nach Osten.

Konia, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets, ist die erste echt orientalische Stadt des Westens, und man begreift es, daß mancher die zweitägige Eisenbahnfahrt von Konstantinopel nicht scheut, um ihr einen Besuch abzustatten. Zudem bietet sie in einer Anzahl von Baudenkmalen der seldschukischen Sultane von Rüm, in dem Palaste und in der Moschee Ala-eddins und in der Moschee der Mewlewi-Derwische einige bemerkenswerte Sehenswürdigkeiten. Der Bazar ist groß und reich versorgt, der Handel mit dem Innern bedeutend. Die Bahnlinie, die heute noch von geringem Werte für die volkswirtschaftliche Lage des Landes ist, wird erst mit ihrer Weiterführung bis an den Golf von Alexandrette die ihr verheißene Rolle für Handel und Verkehr der Levante spielen.

Bei Konia beginnt die Salzsteppe, die sich bis an den Rand des Taurus, bis an das Vulkangebiet des Erdschas und an den Ksil-Irmak hinzieht. Wüst und wasserlos, ohne Baum und Strauch breitete sie sich vor uns aus, als wir am 31. August um die Mittagsstunde die letzten Hütten der Stadt im Rücken hatten. In verschwommener Ferne zeichnen sich blaue Bergzüge am glutittrenden Horizonte ab. Ostsüdost ziehen wir der halbverwehten Wegspur folgend dahin. Wolkenlos spannt sich der Himmel über uns aus und die Luft vibriert unter der sengenden Hitze. Mittags zeigt das Thermometer 51° C. Da — ein ausgedehnter Wasserspiegel am Rande des Gesichtsfeldes, von Bäumen umsäumt, unter denen ein paar Häuser hervorlugen. Wir ziehen weiter — das Luftbild verschwindet und taucht an einer anderen Stelle wieder auf; oft ist der ganze Horizont von diesen Luftspiegelungen — el kim — bedeckt. Der Wind, der sich in den späten Vormittagsstunden erhebt, wirbelt den leichten Staub der Ebene auf, und allenthalben sieht man hohe Staubwirbel sich über die Ebene erheben. Einzelt und oft zu Dutzenden ziehen sie in einer Linie durch die Wüste. Lautlos nahen sie in gespenstiger Größe, hüllen alles in eine Staubwolke und gleiten ruhig weiter. Scheitan gelini — Teufelsbraut heißen sie die Eingeborenen. Jetzt dringt ein Klage-laut an mein Ohr, ein Stöhnen wie das eines Todwunden. Ein Kamel, verlassen und den Räubern der Steppe preisgegeben, schleppt sich sterbend dahin und bricht zusammen. Morgen bleichen seine Gebeine im Sande.

Im Frühjahre über weite Strecken grün, verbrennt die Steppe in der Sommerhitze vollständig. Großenteils liegt der aus feinem salzigen Staub gebildete Boden ganz nackt. Die Salzsümpfe und

Lachen, die sich stellenweise finden, trocknen dann aus und Salzkrusten bedecken den Boden. Das Tierleben ist in diesen Einöden spärlich und einförmig. Schakale und Geier kann man öfters treffen, und Reptilien, besonders Eidechsen, sind an manchen Punkten sehr häufig. Sonst reitet man Stunden und Stunden dahin, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen.

An wenigen Stellen nur ist die Bodenbeschaffenheit derart, daß Ackerbau möglich ist. Dort liegen oasengleich die paar elenden Dörfer, die dem Reisenden ein ärmliches Obdach gewähren. Das Grundwasser ist durchwegs salzhaltig und wird aus großer Tiefe genommen. Dann zieht wohl ein mageres Maultier an dem Seile, an dem der Sack aus Ziegenleder als Eimer befestigt ist.

Die zahlreichen Skelette von Tragtieren, die die Straße begleiten, geben streckenweise die ganze Staffage ab und verstärken noch das traurige Bild dieser Landschaft.

Die erste Nacht verbrachten wir in Karkyn, einem trostlosen Dorfe, dessen aus ungebrannten Ziegeln erbaute Hütten einen wenig einladenden Anblick gewähren. Bei Sonnenaufgang zeigte das Thermometer 12° C. Ostwärts zogen wir weiter, erreichten Ismil und wandten uns etwas nach Süden. Vor uns lag der imposante Doppelgipfel des Hassan Dagh, der reichgegliederte Karadscha Dagh und die ferne Kette des Taurus, zur Rechten der Kara Dagh und die immer deutlicher hervortretenden kleinen Vulkankuppen der Umgebung von Karabunar. Abends erreichten wir die Stadt, die ganz im vulkanischen Randgebiete der lykaonischen Senke, umgeben von Tuffhügeln und Anhäufungen vulkanischen Schlammes, liegt, der zur Gewinnung von Salpetersäure auf primitive Weise ausgelaut wird.

Die jungen Miniaturvulkane, die sich östlich von Karabunar erheben, gehören zu den interessantesten Beispielen von Eruptionszentren und sind als wahre Musterbeispiele den Vorkommnissen der Umgebung von Clermont an die Seite zu stellen, bieten aber noch größere Abwechslung als diese. Hier liegt ein einfaches oblonges Maar mit senkrechten Wänden und ebenem Boden in den Untergrund der von ausgeworfener Asche bedeckten Ebene eingebettet, daneben befindet sich ein viel größeres rundes Maar, das einen Salztümpel birgt, aus dem sich ein Aschenkegel mit einem wohl erhaltenen Krater inselartig bis über das Niveau der Umgebung erhebt. Wir müssen uns wohl vorstellen, daß hier zuerst eine große Explosion stattgefunden hat, die das Maar schuf und erst später Asche gefördert wurde, die sich zu dem Kegel anhäuften.

In nächster Nähe erhebt sich ein Vulkanberg mit zwei Kratern, einem älteren, flachen, auf der Spitze gelegenen und einem jüngeren sehr tiefen, der nach Norden gerückt ist und das Felsgerüste des Berges bloßlegt. Im Osten und Westen liegen noch andere, zum Teil prächtig erhaltene erloschene Vulkane. Der Karadscha Dag, der sich wie ein Gebirgszug nordöstlich von Karabunar erhebt, scheint ein stark erodiertes Vulkanmassiv, nicht eine Kette von Eruptionskegeln zu sein, wovon ich mich durch den Anblick, den er von verschiedenen Seiten bietet, überzeugt zu haben glaube.

Jenseits der vulkanischen Zone von Karabunar gelangte ich in die Ebene des Ak Göl — des Sees von Eregli. Sie reicht bis an den Fuß der Vorberge des Taurus, die sich als kahle, mäßig hohe Bergzüge erheben und erst gegen Westen an Höhe zunehmen. Die Mitte dieses Beckens nimmt der etwa 20 km lange See ein, der sehr seicht und größtenteils mit Schilf bewachsen ist. Sein Wasser ist süß. Er besitzt einen bedeutenden Zufluß. Trotzdem verliert er im Sommer durch Verdunstung den größten Teil seiner Wassermenge und verwandelt sich oft in einen Schilfsumpf. Ja, es soll Jahre gegeben haben, in denen der Seeboden ganz trocken lag. Der Hauptzufluß ist der Iwriz-Tschai, der am Nordfuß des Karabunar Dag entspringt und auch im Sommer wasserreich ist. Der Abfluß liegt am Südwestende des Sees und ist unterirdisch.

Da es mein Wunsch war, den Ort Sunduklu aufzusuchen, in dem sich nach Aussage von Eingeborenen ein schöner antiker Sarkophag befinden sollte, wandte ich mich von Besch-Kuju, einer aus ein paar ärmlichen Hütten bestehenden Ansiedlung, südwärts und gelangte nach dem stattlichen Dorfe Ambar-Arasy, das am Rande der Kalksteinzone liegt, die die südliche Begrenzung der großen abflußlosen Senke Inneranatoliens bildet. Dieser Ort ist das Sunduklu meiner Gewährsmänner, die nach dem daselbst befindlichen Sarkophag (Sandyk = Kiste) die Lokalität benannten. Hieraus kann man ersehen, wie leicht sich topographische Namen in diesen Gegenden auf ganz nebensächlichen Gründen fußend bilden und verändern. Das Grabmal war schon seit Jahren bekannt, aber erst vor einem Jahre bloßgelegt worden. Es lag tief in der Erde und seine Besichtigung war nur möglich, wenn man sich in den schmalen Gang, der rings herum ausgehoben worden war, hinabließ. Um es vor Unbill der Witterung zu schützen, hatte es der Muchtar des Ortes mit einem Bretterdache überdeckt, wodurch es

aber unmöglich gemacht wurde, eine photographische Aufnahme davon zu nehmen. Nun ist der Sarkophag schon mit großen Kosten durch die Steppe nach Konia und mit der Bahn nach Konstantinopel geschafft worden.

Der Sarkophag besitzt eine Länge von 4 m, Höhe und Breite betragen 2 m. Er ist aus einem Stück weißen Marmors gearbeitet. Der Deckel ist eine gewaltige, ringsherum vorspringende Platte, die allem Anschein nach noch unverrückt den Sarg verschließt. Die Grabräuber, die das Grabmal vollständig ausgeplündert haben, waren wohl nicht imstande, ihn zu heben, und gelangten durch zwei in die linke Seitenwand gemeißelte Löcher zu den begehrten Schätzen.

Auf dem Deckel lagert eine überlebensgroße Frauen- (?) Gestalt in faltigem Gewande, über das ein reich verziertes Gehenk liegt. Sie hält im Arme ein liegendes Mädchen, das ebenfalls in ein Faltenkleid gehüllt ist. Die große Figur ist teilweise beschädigt, der Kopf fehlt ganz. Am linken Seitenrande befinden sich zwei Kindergestalten — wohl ein Knabe und ein Engel, dessen geflügelter Körper abgebrochen am Boden der Grube lag — gegen das Fußende zu sitzt ein Kind mit Trauben.

Um den Deckel herum läuft ein etwa 35 cm hohes Fries, das an der Kopfseite Putten mit Speiß und Schild und Hunden im Kampfe mit Raubtieren und Drachen darstellt und sich auf der rechten Langseite und am Fußende fortsetzt. Ein gleich hohes Relieffries zieht sich an der Basis herum, fehlt aber an der rechten Langseite. Es zeigt Putten auf der Jagd, im Wagenrennen und im Tanze. Das mittlere, etwa 1.2 m hohe Fries ist in Hochrelief gearbeitet und von außerordentlicher Schönheit. An der Kopfseite: ein reichverziertes Tor, wohl als Eingang zu einem Kenotaph gedacht, mit Früchten als Weihgeschenke davor, zu den Seiten ein Mann mit einer Rolle und eine Frau mit Trauben.

Rechte Langseite: In der Mitte ein Säulentor, vor dem ein bärtiger Alter auf einem vierbeinigen Sessel, eine Rolle in der Hand, sitzt. Hinter ihm steht ein junges Mädchen mit einem Tuche in der Linken, vor ihm eine Frau in reichem faltigen Gewande. Zwei Jünglinge, die Pferde führen, bilden den Abschluß dieser Wand nach den Seiten.

Fußende: Ein Jüngling zu Pferde sprengt, die Lanze in der Rechten, auf einen Hirsch und einen Löwen los.

Linke Langseite: Zwei Männer im Speerkampfe, zwei Jünglinge zu Pferde, die sich die rechte Hand reichen und von einander sprengen, ein mit einer Lanze bewehrter Reiter, der sein Roß tummelt. Im Hintergrunde reiche Architekturen.

Das ganze Denkmal ist in weißem Marmor ausgeführt und dürfte, nach der Feinheit der Komposition und Ausführung zu urteilen, aus der Zeit datieren, da die Römerherrschaft in Anatolien noch in hoher Blüte stand.

Ambar-Arasy steht vermutlich an der Stelle des alten Kastabala, und es ist zu verwundern, daß sich in der Gegend nicht mehr antike Reste finden. Die Eingeborenen wußten mir davon nichts zu berichten, und meine Nachforschungen blieben ebenfalls resultatlos.

Von Ambar-Arasy wandte ich mich ostwärts und erreichte den Ereglisee bei Duden. Hier befindet sich der Abfluß, der in den kleinen, tiefer liegenden „See von Duden“, der nichts anderes als ein wassererfüllter Karstschlund ist, mündet. Bei hohem Wasserstande gibt der Ereglisee den ziemlich bedeutenden Überschuß an den See von Duden ab, der selbst keinen sichtbaren Abfluß besitzt. In einem halbkreisförmigen Einsturzkessel der steilabfallenden Kalkhügel gebettet, besitzt er eine beträchtliche Tiefe, die mit seiner Ausdehnung in einem ungewöhnlichen Verhältnisse steht. Das vermutlich einst offene Schlundloch ist jetzt durch gewaltige Schuttmassen eines Bergsturzes verdeckt. Über den weiteren Lauf der Wasser des Sees sind verschiedene Meinungen unter der Bevölkerung verbreitet. Nach der einen sollen sie bei Karaman, nach einer anderen bei Karabunar zu Tage treten; der meisten Anhänger aber erfreut sich die Ansicht, daß sie das Gebirge an der Südseite des Bulghar Dagh als Cydnus verlassen. Meines Erachtens sind diese absurden Erklärungsversuche ganz unnötig, und wir haben hier nur eine der vielen hydrographischen Eigentümlichkeiten vor uns, die das Kalkplateau der Tracheotis — die bis an die lykaonische Senke reicht — auszeichnen und die wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben.

Am Südufer des Ak-Göl ostwärtsziehend, hatten wir zur Rechten den an Höhe allmählich gewinnenden Zug des Karabunar Dagh und vor uns lag der Aidost und der Bulghar Dagh, die höchsten Teile des cilicischen Taurus, die mit ihren in etwa 2500 m relativer Höhe reichenden Spitzen, die stellenweise noch Schnee trugen, einen an unsere Hochalpen gemahnenden Anblick

gewährten. Zur Linken erhob sich der Karadscha Dagħ mit seinen zahlreichen Gipfeln, und in weiter Ferne ragte das Doppelhaupt des Hassan Dagħ majestätisch über die ihn umgebenden kleinen Vulkankegel empor.

Am 3. September um die Mittagsstunde trafen wir in Eregli ein. Die Stadt hat 10 000 meist türkische und griechische Einwohner und bietet mit ihren vom Iwriz-Tschai reich bewässerten Gärten und Feldern ein erquickendes Bild für den Reisenden, der tagelang die nackte, öde Steppe vor Augen gehabt. Gleichwohl ist der Ort äußerst ungesund und heftige Fieber, die wohl mit den Myriaden von Mücken in ursächlichem Zusammenhange stehen, machen den Aufenthalt zur Sommerszeit recht unerquicklich. Von dem alten Cybistra-Heraclea, das an dieser Stelle gestanden, sind nur spärliche Altertümer erhalten. Von Interesse ist nur die alte Moschee mit einem hübschen, schiefstehenden Minaret und ein alter Han, der jetzt als Kaserne dient.

In Eregli erwarteten mich die beiden mir von Tarsus entgegengesandten Kiradschis — Pferdevermieter — mit vier Pferden, zu denen ich ein fünftes kaufte. Mit Freude begrüßte ich in einem der beiden den jüngeren Ali, der mir auf meiner ersten Reise so treue Dienste geleistet hatte. Der andere war sein Vetter Mustafa, der mir in der Folge ein ergebener und verlässlicher Diener wurde.

Ich entließ also die von Konia mitgenommenen Leute und Pferde, nicht ohne mit ihnen wegen des im voraus vereinbarten Lohnes in Streit zu geraten, und verließ schon am anderen Tage die Stadt und wandte mich südostwärts, gegen Iwriz. Zu unserer Begleitung hatte man mir einen griechischen Saptieh mitgegeben, der durch seine gute Laune viel zur Hebung der Stimmung beitrug und mich einige der schlichten Lieder lehrte, wie sie die Landbevölkerung singt.

In dem reich bewässerten und üppig grünenden Tale des Iwriz Tschai zogen wir flußaufwärts nach dem in stillem Bergkessel liegenden Iwriz. In steilen Wänden stürzt hier der Karabunar Dagħ gegen die niederen Vorberge ab und an seinem Fuße tritt der Fluß aus Spalten und Klüften des Gesteines mit großer Wassermenge zu Tage. Selbst im Hochsommer, wann die meisten Wasserläufe des Landes trocken liegen, schäumt er in seinem steinigem Bette dahin und gibt diesem Erdenwinkel zur Zeit der allgemeinen Dürre ein paradiesisches Aussehen.

An einer Wand des Felsens, im Schatten uralter Nußbäume, erblickt man das hittitische Riesenrelief, das dem Orte seine Bedeutung für die Wissenschaft gegeben hat. Es stellt eine ungefähr 5 m hohe Götterfigur in einem einfachen Gewande, mit hoher, hörnergeschmückter Mütze dar, die einem um die Hälfte kleineren, reichgekleideten Manne — König oder Priester — ein Bündel Ähren und eine Trauben tragende Rebe reicht. Ein zwischen den Füßen des Gottes befindliches Gerät dürfte als Pflug zu deuten sein. Die Gesichter der beiden Gestalten besitzen entschieden semitischen Typus und erinnern an manche assyrische Bildnisse. Drei Inschriften, die noch ihrer Deutung harren, sind zu Häupten des Gottes, an der kleineren Figur und an der Basis des Bildes angebracht. Wenn wir auch über die spezielle Bedeutung dieses Reliefs vollständig im Unklaren sind, so läßt es uns doch zur Gewißheit kommen, daß hier zu einer Zeit, in die unsere historische Überlieferung nicht zurückreicht, ein Volk auf einer hohen Stufe der Kultur wenigstens vorübergehend gelebt hat, dessen Spuren uns nur mehr in den bewunderungswürdigen Felsbildern erhalten sind, die von so vielen Punkten im östlichen Anatolien bekannt geworden sind.

Von Iwriz zog ich über die Vorberge westwärts nach Dedeköi, von wo ich am 5. zur Verquerung der Dümbelekette aufbrach. Mühsam klotzen wir den steilen Abhang des völlig nackten Karabunar Dagh, den die Leute hier Jarly Dagh nennen, hinan und erreichten in 2310 m die Paßhöhe. Der Ausblick, den man während des Aufstieges genießt, ist sehr umfassend und überaus prächtig. Vom Kara Dagh im Westen über das Vulkangebiet von Karabunar und die große lykaonische Ebene, über den Karadscha Dagh und Hassan Dagh schweift der Blick bis zum Ala Dagh und Bulghar Dagh im Osten. In weiter Ferne hebt sich der blendend weiße Argæus — Erdschas Dagh — die höchste Erhebung der Halbinsel von dem blauen Firmamente ab, und tief zu Füßen liegt der schimmernde Spiegel des Ak Göl und die Gärten des Iwriztales.

In einem kahlen Trockentaleritten wir weiter. Wir begegneten den ersten Zedern, die sich tiefer im Hochgebirge und besonders auf seiner Südseite in großen Beständen finden. Nach SW blickten wir über das Karstkalkplateau der Trachëotis, aus dem einzelne mäßig hohe Züge aufragen. Von einem zweiten, etwa 2170 m hohen Passe bot sich eine freie Aussicht auf den Dümbelek Dagh,

der in seiner vollständigen Nacktheit einen traurigen Anblick gewährt. Einzelne Schneeflecken liegen noch in Schluchten und Mulden, das ist die einzige Abwechslung, die die Steinwüste bietet. In enger Trockenschlucht führt der Pfad steil in einen öden Bergkessel hinab, in dem die Ortschaft Berendi liegt. Sie war vollständig verlassen: die Sonne, die den ganzen Tag auf die nackten, weißen Felswände herabbrennt, macht hier den Aufenthalt zur Sommerszeit fast unmöglich. Wir mußten spät abends einen Mann nach der hoch in den Bergen liegenden Jaila — dem Sommerdorfe — schicken um Futter für die Pferde und Jaurt — ein an unsere saure Milch erinnerndes sehr erfrischendes Milchprodukt — zu holen.

An der nördlichen senkrechten Felswand fand ich eine schwer zugängliche ausgedehnte Höhlenwohnung mit primitiv bearbeiteten Kammern und Gängen.

Anderen Tags stiegen wir in südlicher Richtung die Berge hinan und setzten in einer Höhe von etwa 2200 *m* unseren Weg über unwirtliches, karstartiges Gebirge nach OSO fort und erreichten nach vierstündigem Ritte in 2700 *m* den Hochpaß des Dümbelek. Hier zeigte das Thermometer um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr morgens 30° C. im Schatten. Der Charakter dieser Hochgebirgslandschaft ist der nämliche wie in dem cilicischen Karstplateau, und sie bietet in ihrer Nacktheit einige Ähnlichkeit mit unseren Kalkalpen. Der Dümbelek Dag, der fast ostwestlich streicht, dürfte Höhen von 3200 *m* besitzen. Der Paß wird nur von Mai bis November begangen, und doch künden zahlreiche längliche Steinhügel, die den Weg begleiten, welche Opfer die furchtbaren Schneestürme dieser Einöden alljährlich fordern.

Das ganze Gebirge ist aus grauen und weißen fossilereen Kalken und grünen und braunen Schiefern aufgebaut und stellt wie der Karabunar Dag eine Antiklinale vor.

Den Abstieg bewerkstelligten wir durch eine Schlucht, durch die wir auf das der Tauruskette im SO vorgelagerte Plateau gelangten. In einer weiten, flachen Mulde traf ich hier in 2320 *m* fast horizontal gelagertes Miocän als lichte Kalke mit Bivalven, Echiniden und Korallen. Meiner Ansicht nach sind diese Schichten zur Zeit der Aufrichtung der taurischen Falten bedeutend gehoben worden. Es ist dies die größte mir bekannte Höhe, in der marines Neogen im Gebiete des Mittelmeeres auftritt.

Von hier aus bietet sich ein freier Blick auf den Dümbelek Dag, der sich im Westen aus dem Plateaulande erhebt und im

Osten in den dem Aidost vorgelagerten Hochflächen verliert. Der nackte Kalkfelsboden mit den flachen, von terra rossa erfüllten Mulden, mit Dolinen und kleinen Trockentälern verleiht der Landschaft denselben traurigen Karstcharakter, den der Reisende im jungen Kalkgebirge allenthalben wiederfindet. Die Plateaus sind auch hier in steilwandige Festungsberge aufgelöst, deren Höhe etwa 2400 m beträgt und deren senkrechte Abstürze ebenfalls die kapellenartigen Nischen und Höhlen, die für die Kalkformation so überaus bezeichnend sind, aufweisen. Vom Rande dieser Hochflächen genießt man eine weite Fernsicht über die Vorberge und das Meer.

In steilen Windungen führt unser Pfad zu Tal. Uralte Zedernwäldungen und hohe Bestände von Föhren und Edeltannen stehen noch in diesen einsamen Tälern, in denen nur Tachtadschis — Brettschneider — ihre wandernde Behausung aufgeschlagen haben. Abends erreichten wir Tyrtar — 1720 m — ein paar armselige Hütten, deren Bewohner uns auf das freundlichste aufnahmen.

Von hier aus unternahm ich anderen Tags einen Abstecher nach dem tiefer im Gebirge liegenden Efrenek, woselbst sich nach ziemlich unsicheren Angaben einige Altertümer finden sollten. Ich überzeugte mich sofort, daß diese von keinem besonderen Werte seien. Es handelte sich hauptsächlich um roh ausgehauene Felsgräber und Mauerreste. Nur ein freistehender Sarkophag von 2 m Länge, 1 m Breite und 1·5 m Höhe, der oberhalb des Ortes steht, ist mit stark lädierten Reliefs versehen. Die eine Schmalseite zeigt ein Roß (?), die westliche Breitseite vier menschliche Oberkörper, darunter zwei weibliche, in roher Ausführung und schlechter Erhaltung. Inschriften fehlen vollständig. Nach Tyrtar zurückgekehrt, setzte ich durch ausgedehnte Zedernwäldungen meinen Weg fort, bis uns die hereinbrechende Nacht zwang, unser Zelt in einem Jürückenlager aufzuschlagen. Über Evdschili und das sich allmählich senkende Kalkplateau ritten wir in rein östlicher Richtung weiter. Zur Linken tauchte die langgestreckte Kette des Bulghar Dagh auf, und endlich erblickten wir von der Höhe die cilicische Ebene und das Meer. Der Siaretberg von Tarsus winkte wie ein alter Bekannter herüber, und in den fernen Dünsten verschwommen die Umrisse des Dschebel Missis und des Giaur Dagh im Osten. Wir erreichten Gösna — 1080 m — die am Rande des Hochplateaus gelegene Sommerfrische von Mersina, das etwa 20 km entfernt zu unseren Füßen lag. Ein Dampfer schickte

sich eben an, die Rhede zu verlassen, und schwere, schwarze Rauchwolken hinter sich ziehend, steuerte er hinaus in die unendliche Bläue. — Wir gaben ihm im Geiste unsere Grüße an die Heimat mit.

Wir hatten die anatolische Halbinsel in der Diagonale durchquert.

Von den hier auf Sommerfrische befindlichen Europäern auf das freundlichste begrüßt, blieb ich zwei Tage in dem luftigen Hochtale und verwendete die Zeit dazu, die geologischen Verhältnisse dieses Punktes zu studieren und einen Ausflug nach der naheliegenden Tschandyr-Kale, der ich schon auf meiner ersten Reise einen Besuch abstatten wollte, zu unternehmen. Ganz am Rande des Plateaus, gegen die Vorhügel vorgeschoben, steht der isolierte Festungsberg, der die ausgedehnte Schloßruine trägt. Die baulichen Reste sind zum Teil sehr bemerkenswert, so der stark geschützte schwierige Zugang, die geräumigen Hallen, die Kapelle mit schönen Skulpturen und einer großen altarmenischen Inschrift, die eine Außenwand bedeckt, und die gewaltigen Befestigungen.

Das alles ist von einer üppig wuchernden Vegetation umkleidet und umgrünt und bietet einen malerischen Anblick, wie ihn kaum eine der Ruinenstätten des Landes besitzt.

Auf dem schon im Frühjahr begangenen Wege zog ich über das Plateau und die tief eingeschnittenen Schluchten des Deli Tschai und des Pambuk Su nach Nemrûn. Die Überwindung der oft 500—600 *m* betragenden Niveaudifferenzen war jetzt in der Hitze der ersten Septembertage für meine Tiere ungleich anstrengender als im April. Wir erreichten die große Jaila nach siebenstündigem Ritte und wurden von Stadttingenieur B. Dörfler aus Tarsus und den eingeborenen Freunden auf das lebenswürdigste empfangen und beherbergt. Ich war von dem Anblicke überrascht, den das weite Tal jetzt zur Zeit der Sommerdürre der Ebene bot. Alle Gärten prangten noch in reichstem Blätterschmucke, aus dem die Sommerhäuser kaum hervorlugten, und das Leben und Treiben in dem kleinen Bazar erinnerte mich daran, daß noch die Sonnenglut, die Mückenschwärme und die Fieberluft den Aufenthalt in Tarsus recht unerquicklich, ja gefährlich gestalteten. Wer der Stadt den Rücken kehren kann, entflieht in die Berge, wo doch wenigstens die Nachtstunden einige Erfrischung gewähren.

Unter Zuziehung der ortskundigsten Jäger wurde der Plan für die Reise ins Hochgebirge entworfen. Der Muchtar Achmed Tschausch, der mich schon bei meinem ersten Aufenthalte auf einem Jagdausfluge begleitet hatte, erzählte mir, daß sich zwei Tagereisen nördlich von Nemrûn in dem von den Eingeborenen Aidost genannten Gebirgstheile, über den ein schwieriger Pfad in drei Tagen nach Eregli führt, die höchste Spitze der ganzen Tauruskette befinde. Er versprach, uns von dort nach der alten Minenstadt Bulghar Maden und über den Bulghar Dagh und Gülek zurückzuführen. Herr Dörfler schloß sich meiner Partie an, und am 12. zogen wir früh morgens die Kala Dere aufwärts. Bald tauchte altes, gefaltetes Gestein unter den Kalken auf, wir waren im Kettengebirge. In langsamer Steigung geht es im Tale hinan. Karyjatak — Schneelager — nennt man seinen oberen Teil, in dessen Schluchten noch vereinzelt Schneeflecken liegen. Von hier holen die Karydschis — Schneehändler — zur Sommerszeit den Schnee, den sie in Felle verpackt zur Stadt schaffen, wo er in Ermangelung von Eis ein wichtiges Genußmittel bildet. Bei Tag wird an kühlen Plätzen gerastet und die Nacht auf dem Marsche zugebracht.

Die prächtigen Föhren-, Zedern- und Tannenwälder, die bei Nemrûn eine große Ausdehnung besitzen, verschwinden in 2000 *m* Höhe, und es beginnt die Öde und Trostlosigkeit des Hochgebirges. Bei einer Quelle in 2530 *m* wird Rast gemacht; es ist 2 Uhr nachmittags. Die Temperatur der Luft in der Sonne beträgt 10° C., die des Wassers 6° C. Bei starkem Nebel, den der Nordsturm in zerrissenen Schwaden vor sich her treibt, erreichen wir in 2700 *m* die Hochfläche, die von Mulden und Karen bedeckt vollständigen Karstcharakter besitzt.

Am Fuße des Belbaschy — Hauptpass — wird gelagert. Auf einem Flecken verkümmerten Grases wird das Zelt aufgeschlagen und gegen den Anprall des Sturmes gesichert. Totenstille herrscht in diesen Regionen, die in ihrer Vegetationslosigkeit und bei dem anscheinenden Mangel jeglichen animalischen Lebens einen unendlich traurigen Eindruck hervorrufen. In der Nacht fiel das Quecksilber im Thermometer auf 8° C. Des Morgens hatte sich der Nebel verzogen, und die Sonne sandte ihre Strahlen wohlthuend auf uns herab, als wir bei Tagesanbruch den steilen, steinigen Pfad zum Belbaschy emporklommen. Der Ausblick wird stets umfassender. Nach Südwesten dehnt sich das weite

Kalkplateau, von der Dümbelekette im Norden begrenzt, aus und verschwindet im Dunst der Ferne. Der Bulghar Dagh, der Ala Dagh, hinter uns die Ebene mit den östlichen Randbergen — ein prächtiges Panorama. In 3140 *m* überstiegen wir den Belbaschy und gelangten auf eine kleine, kahle Hochebene, die ganz den Typus der niederen Plateaus trägt, und vor uns liegen die nördlichen Hochketten, der Karabunar Dagh, der Aidost, die Kizil Deppe und davor der Bulghar Dagh, nackte Felsberge, die sich ein paar hundert Meter über die Umgebung erheben. Wir schlagen die Richtung gegen den Aidost ein, der mit seinem Doppelgipfel kulminierend emporragt. In steinbesättem Tale rücken wir hinan; bei der Quelle Ai Bunar — Bärenbrunnen — wird kurze Rast gehalten. Hier verlassen wir den Troß, der langsam nachfolgt. Mit Dörfler und Achmed steige ich die von losem, scharfem Schotter bedeckten Hänge hinan. Nun tritt deutlich der Felsgrat hervor, der in senkrechten Wänden gegen Osten abstürzt. Wir erklimmen von der Westseite über steile Schutthalden die Südspitze. Um 11 Uhr erreiche ich den Gipfelblock. Frei schweift der Blick nach allen Seiten. Vom Kara Dagh im Westen über die lykaonische Niederung mit dem Ak Göl und den dunklen Flecken der in Gärten liegenden Ortschaften, dem Kara Dagh und den Miniaturvulkanen von Karabunar, dem Hassan Dagh und seinen Adventivkratern gleitet unser Auge dahin und bleibt am Schneehaute des Erdschas Dagh im fernen Norden haften. Der Ala Dagh, die naheliegenden Ketten der Kisil-Deppe und des Bulghar Dagh und die Vorberge im Osten treten in den Vordergrund und vergebens suchen wir eine Begrenzung für das Kalkplateau der Tracheotis, aus dem der Dümbelek und der Karabunar Dagh heranstreichen.

Der Gipfel ist wild zerklüftet und wird aus grauen, gebankten, nach NO fallenden Kalken von unbestimmtem Alter gebildet. Das Thermometer zeigte 11° C. in der Sonne, das Aneroid gab mir eine Höhe von 3560 *m* an. In dankbarem Gedenken meines hochverehrten Lehrers gab ich diesem Gipfel den Namen Sueß-Spitze und versenkte in eine Felsspalte eine Flasche, die die wichtigsten Angaben über seine Besteigung enthält.

Ein paar kümmerliche Pflanzen, ein paar matte Schmetterlinge und Fliegen waren die einzigen Spuren von Leben auf diesem Felszacken. Über einen schmalen Grat erreichte ich die Nordspitze, die mir keinen Ausschlag auf dem Instrumente ergab. Ich

möchte eine Ehrenschild unserer Gesellschaft an ihren verewigten Präsidenten, dem um Wissenschaft und Kunst so hochverdienten Geheimrat Nikolaus Dumba abtatten, indem ich seinen Namen in diesem Hochgipfel verewige.

Der Absturz nach Nordwesten bildet einen von etwa 200 *m* hohen, senkrechten Wänden umrahmten Felskessel, der von ewigem Schnee erfüllt ist. Eis fand ich weder hier noch an irgend einem anderen Punkte des Hochgebirges und bin überhaupt der Ansicht, daß das ganze Taurussystem, einschließlich des Ala Dagh, der vielleicht noch größere Höhen besitzt, keine Gletscher trägt und daß die Berichte von Eingeborenen, die von Eisvorkommnissen erzählten, irrig waren.

Der Abstieg wurde über den steilen, von Schutt bedeckten Nordabhang bewerkstelligt und ich erreichte abends das am Fuße des Gebirges in einem gegen Eregli mündenden Tale liegende freundliche Örtchen Tschakyl. Von hier wurde die Reise nach Bulghar Maaden fortgesetzt. Über Kylan und Tarbas zogen wir über die stark erodierten Vorberge, in denen meist ältere Gesteine zutage treten, ostwärts. Ihre Höhen sind stark bewaldet; Zedern und niedere Eichenbüsche herrschen vor. Die Täler sind wohl bewässert und bebaut und über dieser freundlichen Landschaft drohen die Felszinnen der Hochkette.

Gegen Osten steigt das Terrain an und neue höhere Züge schieben sich coulissenartig ein. Die sich nördlich von der Kisil Deppe hinziehende Bergkette überstiegen wir in dem 2120 *m* hohen Osmanbel, von dem aus man in das tief eingeschnittene Tal Ali Hodscha hinabblickt, an dessen Nordseite der Ort Bulghar Maaden zu unseren Füßen amphitheatralisch ruht, und vor uns ragen die über 1300 *m* hohen, unersteiglichen Abstürze der Kisil Deppe empor und geben der Landschaft einen ernsten, großartigen Hochgebirgscharakter. Es war regnerisch und die Dunkelheit brach schon herein, als wir die steilen Windungen talwärts stiegen, und ich gedenke noch des unendlich düsteren Eindruckes, den ich empfing, als wir uns dem in der Tiefe liegenden stillen Orte näherten. Dieser zählt 340 Häuser und 900 Einwohner, unter denen viele Armenier und Griechen sind. Er ist seit den ältesten Zeiten durch seine silberreichen Bleiminen berühmt, die wohl schon vor Beginn der geschichtlichen Überlieferung ausgebeutet wurden. Es scheinen darauf die hittitischen Felsinschriften Bezug zu haben, die sich in dieser Gegend in der Nähe von Erzlagern finden und

deren Entzifferung noch aussteht. Die jetzige Ausbeute der Grube ist gering, da das Kontraktverhältnis, in dem die Unternehmer mit der Regierung stehen, eine größere Ausdehnung des Betriebes nicht gestattet. Auch sind daher die technischen Vorkehrungen die denkbar primitivsten. Der Mineningenieur Bargeff, ein Armenier, lud mich ein, die Gruben zu besichtigen, deren Baue an den Nordwänden der Kisil Deppe bis in große Höhe sichtbar sind. Von 134 eröffneten Gängen werden aber nur 8 befahren. Auf steilem Felswege stiegen wir hinan. Der Ingenieur ließ sich von einem mageren Eselein schleppen und schützte sich durch einen gewaltigen Schirm gegen die Strahlen der Morgensonne. Auf diesem Gange hatte ich Gelegenheit, über seine Fachkenntnis aufrichtig erstaunt zu sein und ihn über den feinen Unterschied von Feldspat und Quarz zu belehren, was den liebenswürdigen Herrn bewog, von mir ein Privatissimum über die geologischen Verhältnisse des Ortes zu verlangen, worüber ich von ihm eine eingehende Belehrung erhofft hatte. Dabei erzählte er mir, er wäre drei Monate in Stellung und habe schon einmal(!) dem am leichtesten zugänglichen Stollen einen Besuch abgestattet.

Beim Hinansteigen konnte ich schon an der Oberfläche wiederholt das Vorkommen von Blei- und Kupfererzen am Kontakt der Kalke mit jungem Eruptivgestein feststellen. Vor den Stollen sieht man allenthalben das Erz — Toprak = Erde genannt — aufgehäuft. Es besitzt ein ganz erdiges, galmeiähnliches Aussehen und ist ein Zersetzungsprodukt des erzführenden Gesteins. Es werden nur die lockeren Partien, die sich in ziemlich mächtigen Gängen und Nestern finden, gewonnen, das feste Gestein aber der technischen Schwierigkeit wegen nicht abgebaut. Wir besuchten eine der ausgedehntesten Minen in 2200 *m* Meereshöhe. Die Anlage der Stollen ist ganz regellos und folgt nur den Erzgängen. Von einer Ausrichtung ist keine Rede. Um nur die verfolgte Richtung annähernd zu bestimmen, borgte sich Herr Bargeff meinen Taschenkompaß aus, da an seinem Instrumente der Glasdeckel zerbrochen und die Nadel verbogen war. Über hühnersteigenartige Treppen und an ungeschützten Teufen vorbei, meist tiefgebückt, stiegen wir hinab. Große Eisenlöffel, auf denen ein Linnenfleck, von einem Stück Hammelfett genährt, brennt, dienen als Grubenlampen.

Man erkennt an verschiedenen Stellen, daß die Erze an die vulkanischen Gesteinsgänge gebunden sind, in deren Nähe sie am

reichsten auftreten. Das auf Sprüngen perkolierende Wasser zer-
setzt nun das feste Gestein, führt den löslichen Kalk fort und schafft
Höhlungen, die von Tropfsteinen bekleidet sind und in denen sich
die angereicherte Erzerde ansammelt. Diese liefert besonders viel
Silber und Gold und wird hauptsächlich gewonnen; nur wo ziemlich
mächtige Adern reinen Bleiglanzes auftreten, werden auch diese ver-
folgt. Der Erzreichtum dieser Mine ist überraschend und wie man
mir versicherte, stehen die anderen Gänge ihr durchaus nicht nach.

Die Temperatur im Innern des Berges betrug an vor Luft-
zug geschützten Stellen 6.5° C.

Nach stundenlangem, anstrengendem Kriechen und Klettern
waren wir froh, wieder das Tageslicht zu erblicken. Vor dem
Stollen wurde ein reichliches Gabelfrühstück genommen, das der
fürsorgliche Ingenieur vorgesehen hatte. Von Zeit zu Zeit traten
junge Burschen, unter der Erzeslast gebeugt, die sie in Fellsäcken
zutage schafften, aus dem dunklen Schlunde. Das Erz wird mit
Lasttieren zu Tal geschafft, wo es in primitiven Hochöfen ge-
schmolzen und das Blei von den Edelmetallen roh gesondert wird.
Die Gesamtausbeute beträgt jährlich etwa 1250 Tonnen Erz, die
187 500 *kg* Bleioxyd und 1500 *kg* Silber und Gold liefern.

Der Bergwerksbetrieb ist in den letzten Jahren sehr zurück-
gegangen und man verspricht sich von dem Ausbaue der ana-
tolischen Eisenbahn bis Adana und an den Golf von Alexandrette
mit der Erleichterung des Transportes sein neues Aufblühen.

Am 17. saßen wir schon, bevor die Sonne über die hohen
Felsköpfe gestiegen war, im Sattel, denn vor uns lag eine starke
Tagesleistung. Wir mußten die Hauptkette des Gebirges, den
Bulghar Dag, übersteigen und ich hatte die Absicht, dem Met-
deziz, ihrer höchsten Spitze, einen Besuch abzustatten. Abends
aber wollten wir schon die Gülekstraße bei Tekir erreichen, da
ein Übernachten im Hochgebirge nach dem in den letzten Tagen
eingetretenen Wettersturz, der Schneefall zur Folge gehabt hatte,
unratsam schien. Der Morgen war frisch und von den Höhen
wehte es eisig herab, als wir auf schwindeligem Felspfade an den
ungeheuren Wänden der Kisil Deppe hinanklommen. Es war
ein hartes Stück Arbeit für unsere Packpferde, die wir stets führen,
an den schwierigsten Stellen sogar unterstützen mußten. Tief unten
blieb Bulghar Maaden liegen und verschwand endlich hinter den
Felsvorsprüngen. Wir erreichten den Hochpaß Kara Kapu, wo
wir die Wege stark vereist fanden, was unser Vorwärtskommen

stark behinderte. Erst vor wenigen Tagen waren hier einige Saumtiere mit ihren Treibern von einer Lawine zur Tiefe gerissen worden. Die Aussicht nach Norden, über die Vorberge hinweg auf das Plateau des Innern, die Gegend von Nigde und Bor und die Berge im Nordosten wird immer umfassender. Nach vierstündigem Klettern haben wir die Höhe der Kisil Deppe erreicht — 3020 *m* — und steigen in den völlig nackten Felskessel Saiatschak hinab, über dem die Nordwände des reicher gegliederten Bulghar Dagħ mit dem höchsten, Metdeziz — nicht Medelis — genannten, 3500 *m* hohen Gipfel emporragen. In der Tiefe liegt ein kleiner See, der von den Schmelzwässern der durch das ganze Jahr hier liegenden Schneeflecken gespeist wird. Hier konnte ich Rundhöcker und geschrammte Flächen erkennen; doch beeinträchtigt die geringe Widerstandsfähigkeit des Gesteines gegen atmosphärische Einflüsse die Deutlichkeit dieser Erscheinungen.

Der Aufstieg zum Koschan Bel — dem Passe der Hauptkette — ist äußerst beschwerlich. Über gewaltige Schuttflächen arbeiten sich die Pferde mühsam empor. Der Kamm wird von grauen, gebankten Kalken, die mit einem Neigungswinkel von etwa 25° nach Nordwesten fallen, gebildet. Nun passieren wir ein enges Felsencouloir — 3145 *m* — und vor uns dehnt sich ein weiter Talkessel aus, der sich nach Südosten zum Tschai Gedik, einem der Zuflüsse des Mesarlyk Tschai, entwässert. Von hier ist der Anblick der Hauptspitzen bei weitem nicht so großartig wie von der Nordseite. Da die Zeit schon vorgerückt war, riet mir der Führer die Besteigung des Metdeziz zu unterlassen. Die Höhe dieses Berges — 11 000 Fuß — ist von Kotschy mit hinreichender Genauigkeit bestimmt worden.

In dem anmutigen Tale des Tschai Gedik ging es abwärts. Wir ritten durch prächtige Tannen- und Zedernwälder, deren junge Bestände am Tekirpasse die mächtigen Terrassenschotter bedecken. Hier stehen noch die starken Befestigungen, die Ibrahim Pascha zur Sicherung der Gülekstraße mit großen Kosten aufgeführt hat.

In dem elenden Gülek Boghas Koprü Han — 1230 *m* — verbrachten wir die Nacht und stiegen am anderen Tage zu der den Engpaß beherrschenden Gülek Kale — 1690 *m* — hinan, deren alte Quaderbauten schon stark der Zerstörung anheimgefallen sind. Der Ort Gülek, eine Sommerfrische für Adana, besitzt große

landschaftliche Schönheit, ist aber viel rauher als Nemrûn oder Gösna, da es vor Südwinden geschützt, den Nordwinden aber preisgegeben ist. Hier finden sich noch die Ruinen der Schmelzhütten, in denen zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in den Dreißigerjahren österreichische Hüttenmänner unter J. Russeggers Leitung die Verhüttung der im Gebirge vorkommenden Bleierze versucht hatten, ohne aber zu nennenswerten Erfolgen zu gelangen.

Über die Plateaus der Vorberge nahmen wir nun unseren Weg nach Südwesten. Wir passierten mehrere enge Schluchten, wie ich sie schon im Westen getroffen hatte, und stiegen dann in die tiefe, cañonartige Schlucht, die der Hauptarm des Tarsus Tschai, der alte Cydnus, durchströmt und die ihren Namen Dschehenna Deressi — Höllental — vollauf verdient. Bei der romantisch gelegenen Mühle wurde gelagert und am folgenden Tage in der Mittagsstunde Nemrûn erreicht, wo wir von unseren Freunden freudigst begrüßt wurden. Der für die nächsten Tage beabsichtigte Jagdausflug nach dem oberen Cydnus, auf dem ich einen besonders wilden Teil des Gebirges kennen zu lernen gehofft hatte, mußte unterbleiben, da Herr Dörfler nach Tarsus zurückgerufen wurde. Ich verließ daher früher, als ich gedacht hatte, das so liebgewonnene Hochtal von Nemrûn und zog auf dem schon im Frühjahr begangenen Wege zur Ebene hinab. Von Tarsus, wo ich meinen Troß, den ich nach Adana beordnete, verließ, begab ich mich am 22. September nach Mersina, um vorläufige Berichte über meine bisherige Reise abzufassen und die Post zu erledigen.

Die nächsten Tage brachten mit großer Hitze heftige Gewitter im Hochgebirge und weit im Süden über dem Meere, ohne daß in der Ebene Regen gefallen wäre. Die elektrischen Entladungen dauerten stundenlang an und oft war der südliche Horizont die ganze Nacht hindurch fast ununterbrochen vom Wetterleuchten erhellt.

Am 26. September begab ich mich nach Adana und am folgenden Tage ritten wir am linken Seihûnufer gegen Kap Karatasch. Die Ebene ist hier wohl bewässert und bebaut und der Boden gibt zwei Ernten. An der Stelle, wo sich der Fluß nach Südwesten wendet, laufen einige Rinnen im Terrain in östlicher Richtung, die wohl das einstige Strombett andeuten. Wie aus historischer Überlieferung hervorgeht, hat der Seihûn sechsmal seine Wasser mit denen des Dschihân vereint zum Meere gesendet, ohne eine eigene Mündung zu besitzen. Die Ebene ist zur Regenzeit größten-

teils von seinen Fluten bedeckt und die ausgedehnten Sümpfe, die sich an seinem Unterlaufe befinden, trocknen selbst in den heißen Sommermonaten nicht aus. Am Strande, nur durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt, dehnen sich große Salzseen aus, die zur Gewinnung dieses einen wichtigen Handelsartikel bildenden Nahrungsmittels dienen.

Wie unsicher der Boden in diesen Küstengegenden ist, mußten wir erkennen, als uns plötzlich ein wolkenbruchartiger Gewitterregen überraschte, der wohl nur von kurzer Dauer war, den Grund aber derart aufweichte, daß unsere Pferde bei jedem Schritte tief in den Morast einsanken und unser Fortkommen auf das äußerste behindert wurde.

Nun tauchte ein niederer Hügelzug, der sich fast dünenartig ausnahm, vor uns auf; es ist das Kap Karatasch, das inselartig aus den Alluvien der Ebene und dem Meere emporragt. Wir setzen über einen alten Arm des Dschihân und erreichen den Ort Karatasch, der in einer kleinen Bucht östlich vom Vorgebirge gelegen ist. Bei einem griechischen Getreidehändler finden wir gastliche Aufnahme. In der Nähe liegen die schlechterhaltenen Ruinen von Megarsos. Hier war es, wo Alexander der Große am Heiligtume des Apollo Sarpedonius opferte, bevor er den Persern entgegenrückte und sie bei Issus schlug. Dem Orakel des Gottes wird der Spruch zugeschrieben, daß die Fluten des Pyramus (Dschihân) einst an Cyperns Küste spülen werden, was wohl nur auf das rasche Vorrücken des Deltas infolge des großen Detritustransportes des Flusses hinweisen kann.

Der Felsen von Karatasch Burun ist das südlichste Glied einer aus isolierten Felsbergen gebildeten tektonischen Zone, die, wie wir später sehen werden, von Sis in nordsüdlicher Richtung durch die Ebene streicht und der ich den Namen des cilicischen Klippenzuges gegeben habe. An der südlichsten, gegen das Meer auslaufenden Spitze macht sich ein deutliches Abschwenken des Streichens nach Westen bemerkbar.

Wir ritten ostwärts die Küste entlang und erreichten bei Bebeli den Dschihân, der sich nach Osten wendet und in mehrere Arme zerteilt, die das Delta bilden. Bei Kesmeburun setzten wir über den mächtigen Fluß. Hier traf ich zu meiner Überraschung einige Negerdörfer, die noch ganz den Charakter der Niederlassungen der Heimat bewahren, aus der die Schwarzen zur Zeit Ibrahim Paschas als Kolonisten hierher verpflanzt worden waren. Das linke

Ufer ist welliges Land, das aus denselben sandigen Mergeln mit Tonlagen besteht, die besonders nördlich von Adana den Rand der Ebene begleiten. Aus ihnen erhebt sich klippenartig der Dede Dagħ bis zu 400 m. Er besteht aus Nordost—Südwest streichenden, steil nach Nordwest fallenden, blauen, zum Teil kristallinen Kalken. Die Besteigung dieses Felszackens ist schwierig, da das nackte Gestein zerrissen und zerklüftet ist und stellenweise undurchdringliches Gestrüpp das Fortkommen erschwert. Dafür ist aber die Aussicht überaus lohnend. Die Ebene mit dem geschlängelten Dschihânlauf und der Golf von Alexandrette liegen vor uns. Im Osten zieht der Amanus weit nach Süden bis an das Rhosische Vorgebirge, im Westen begrenzen die Hochgebirge den Horizont, gegen Norden reihen sich die einzelnen Züge des Dschebel Missis aneinander und in der Ferne tauchen vereinzelt Felsen des Klippenzuges auf. Nach Süden schweift das Auge unbehindert über das Kap Karatasch, die Küste und das Meer.

Die östlichen Randberge der Tschukur Owa erheben sich unvermittelt aus der Ebene und ihre Felszinnen sind nackt und kahl, wie man sie bei so niederen Hügeln nicht zu finden gewohnt ist. Diese Umstände bewirken, daß sie in der Landschaft einen viel aufdringlicheren Eindruck machen, als ihnen nach ihrer Höhe zukäme. Das Innere dieses östlichen Hügellandes ist reich gegliedert, seine Täler sind gut bevölkert und bebaut. Ich war zuerst überrascht, als ich eines der Dörfer vor mir liegen sah. War ich denn noch im fernsten Winkel Anatoliens? Ich glaubte mich einem unserer slowakischen Dörfer zu nähern. Zwischen grünen, von Holzzäunen umfriedeten Gärten stehen weiße Hütten mit spitzgiebeligen Strohdächern und plumpen Schornsteinen. Wohnhaus, Stall und Scheune sind getrennte Gebäude, nicht ein Raum, wie es sonst im Lande Brauch ist. Frauen in schwarzen Oberkleidern, das Antlitz mit schwarzen Tüchern verhüllt, gehen zum Brunnen und die Männer tragen enge Hosen und nicht die bunten Farben der Eingeborenen. Das sind die Mohadschirs, bulgarische Mohammedaner, die in den Siebzigerjahren infolge nationaler und religiöser Zwistigkeiten zur Auswanderung gezwungen waren. Man sagt, daß ihre Frauen in ihrer Kleidung noch immer um das verlorene Vaterland trauern, dessen Sitten und Gebräuche sie unverändert bewahren.

Die Aufnahme in diesen Dörfern war besonders herzlich. Wir blieben in Dschelamly über Nacht und setzten am anderen

Tage unseren Weg in nordwestlicher Richtung längs der senkrechten Ostwände des meridionalstreichenden Dschebel en Nur fort. Dieser besteht aus saiger gestellten, fossilieeren Kalkbänken und besitzt eine Höhe von etwa 700 *m*. Wir überstiegen den Höhenzug in einem Sattel und erreichten den Dschihân bei Missis.

Die Stadt, das alte Mopsuestia, liegt am linken Ufer des Flusses, der seine Wogen in einem tiefen, von steilen Uferwänden eingesäumten Bette dahinwält. Eine aus der Zeit des Kaisers Konstantin stammende Steinbrücke verbindet die beiden Ufer. Hier finden sich noch manche antike Baureste von geringerer Bedeutung.

Am rechten Flußufer zogen wir nordwärts und erstiegen bei Tschakal Deressi eine Terrainschwelle, die die nördliche Begrenzung der eigentlichen Tiefebene bildet. Dieser nördliche Teil besitzt eine Durchschnittshöhe von 80 *m*. Die zahlreichen Dörfer, die den Fluß begleiten, werden von Tscherkessen und Tataren bewohnt. Es sind dies Auswanderer aus Südrußland, die nach dem Krimkriege und der Besetzung des Kaukasus durch die Russen es vorgezogen haben, ihre Wohnsitze zu verlassen. Sie haben Tracht und Sitten in der neuen Heimat beibehalten und dies sowie die ungünstigen klimatischen Verhältnisse der Ebene sind den an den rauhen Himmel ihrer Stammsitze gewohnten Flüchtlingen verderblich geworden. Von 70 000 eingewanderten Tataren leben heute noch 7000. Sie sind treffliche Reiter, kühne Räuber und werden von den Europäern der Hafenstädte gerne als Kawassen in Dienst genommen.

Der Dschebel Missis wird im Norden vom Dschihân durchbrochen und nur ein kurzer Felsrücken setzt sich am rechten Ufer in meridionaler Richtung fort. Er trägt die Ruinen der alten Feste Jilan Kale oder Schech Meran, die, wie manche Forscher glauben, in ihrem Namen die Erinnerung an Semiramis, die in der Sagengeschichte des Landes eine große Rolle spielt, bewahrt. Der Anblick der zinnengekrönten Mauern und Türme, die den von der Natur so gesicherten Platz zu einem uneinnehmbaren Felseneste machten, ist äußerst malerisch. Die Ruine selbst bietet wenig Interesse.

In der Gegend von Jersowat-Hamidieh ist das Uferland dicht besiedelt und der Boden gut bebaut. Große Baumwollpflanzungen, die wohl nur eine geringere, kurzfasrige Wolle liefern,

und Ackerfelder von Mais, Weizen und Gerste, die jetzt freilich schon brach liegen, geben Zeugnis von dem Fleiße der Bevölkerung, die auch hier vorwiegend aus eingewanderten Bulgaren besteht.

Auf einer Fähre setzen wir über den Dschihân, der von hohen Lößufeln begleitet wird, und sind in Jersowat. Der Ort ist von ziemlicher Bedeutung für den Verkehr und Handel des Innern nach Adana und der Küste und hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Seinen Interessen wurde auch in den Projekten für die Bagdadbahn Rechnung getragen. Der Han ist groß und gut und Europäer finden in der Familie des Baumwollmühlenbesitzers Sabatie stets eine liebenswürdige Aufnahme.

Hier entließ ich den von Adana mitgenommenen Saptieh, da mir der Mutessarif von Marasch auf mein Ersuchen einen verlässlichen Mann hierher entgegengesendet hatte. Mit ihm zogen wir am 1. Oktober durch die Ebene nach der Ruinenstätte von Anavarza, die eine Tagereise nordwärts liegt. Der Teil des Landes, den wir auf unserem Wege durchqueren mußten, ist der unwirtlichste. Dürres Gesträuch und hohe trockene Gräser bedecken den Boden meilenweit. Stellenweise treten niedere, undurchdringliche Buschdickichte in zusammenhängenden Massen auf, durch die ein für Reiter und Pferde gleich unangenehmer Pfad führt. Die Dornen zerrissen die Kleidung und verwundeten, wo man sie streifte, und Schwärme von Mücken und Pferdefliegen belästigten ohne Unterlaß die kleine Karawane. Hier konnte ich eine Erscheinung in ihrer auffälligsten Entwicklung beobachten, die ich schon auf meinem ganzen Ritte durch die Ebene verfolgt hatte. Die dünnen Stengel und Gräser scheinen wie mit großen, weißen Perlen besetzt, aus denen die ganze Pflanze oft gebildet zu sein scheint, so vollständig verschwindet sie unter deren Menge. Das sind Milliarden kleiner Schnecken, besonders der Gattung *Bulimus* und *Xerophilla*. Man kann sich keine klare Vorstellung von der Menge der kleinen Gehäuse machen, die auf Tagereisen hin fast jeden Halm bedecken.

Die wenigen Dörfer werden von Tataren und Tscherkessen bewohnt, die als Pferdediebe einen gewissen Ruf besitzen.

Auf einmal verdüstern schwere Rauchwolken auf eine große Strecke vor uns den Horizont. Wir kommen näher, schon sehen wir die Flammen mit Gier das trockene Gras, das den besten

Nährstoff gibt, verzehren und, von einem leichten Nordwinde getrieben, gegen uns heranrücken. Es bleibt uns kein Ausweg, weder rechts noch links, wir müssen durch die Feuerlinie. Unsere Pferde werden unruhig, schon lassen sie sich nicht mehr zurückhalten und in sausendem Galopp geht es durch die lodernden Flammen. Nackt und schwarz liegt der Boden, über den der Steppenbrand hinweggeschritten ist, von verkohltem Rasen bedeckt. Das Feuer ist meist von Jägern gelegt, die dadurch das Wild zum Verlassen seiner Verstecke bewegen wollen. Dabei gehen natürlich immer ein paar Ansiedlungen in Brand auf, aber die aus Rohr geflochtenen Hütten sind schnell wieder aufgebaut und an Hausrat ist nicht viel zu verlieren. Des Nachts, wenn an allen Enden der Feuerschein loht, ist der Anblick der Ebene überaus schön und ich habe mich oft an den dadurch bewirkten wechselnden Beleuchtungseffekten gar nicht satt sehen können.

Der Inselberg von Tumlo Kale bleibt im Westen liegen und vor uns taucht die lange Klippe von Anavarza auf. Sie ist die bedeutendste von allen und hat in der antiken und mittelalterigen Geschichte des Landes eine große Rolle gespielt. An ihrem Nordende schlagen wir unser Lager in Gesellschaft eines Jüzbaschy — Hauptmannes, eigentlich Hunderthauptes — der mit ein paar Soldaten die Bewirtschaftung einer ausgedehnten, aus Schilfsümpfen und Steppen bestehenden kaiserlichen Besetzung besorgt, auf.

Der schmale, genau Nord—Süd streichende Felsrücken, der unvermittelt jäh aus der Ebene auftaucht, besitzt eine Länge von 4 km und eine Höhe von 150 m. Er besteht aus saiger stehenden, lichten Kalkbänken, deren senkrechte Westwände auf einen großen Teil seiner Erstreckung jeden Zugang von dieser Seite unmöglich machen. Hier liegen an den Fels angeschmiegt die Ruinen der alten Stadt Ainzarbos-Cyinda, die schon unter Alexander dem Großen und den Diadochen eine große Bedeutung besessen hat. Ihre Geschichte unter arabischer, byzantinischer und armenischer Herrschaft ist zugleich Geschichte von Cilicien, dessen Hauptstadt sie schon zu Römerzeiten gewesen ist.

Der Felszug wird durch eine tiefe, schmale Schlucht in einen südlichen und einen nördlichen Teil geschieden. Ersterer ist von in den Fels gehauenen Gräbern bedeckt und an seinem Fuße liegt das Stadium, dessen Sitzreihen noch an der Bergwand sichtbar sind. Der bei weitem größere nördliche Zug trägt die ausgedehnten Ruinen der mittelalterigen Burg, deren gewaltige

Quaderbauten heute noch unsere Bewunderung erwecken. Der Felsgrat ist stellenweise nur wenige Fuß breit und durch Befestigungen gänzlich unpassierbar gemacht. Die mächtigen Mauern und Türme, die den Zugang von Süden und Osten verwehrten, sind größtenteils noch erhalten. Ein steiler Stufenweg führt zwischen alten Gräbern und Sarkophagen zur Stadt hinab. Diese wird an den drei offenen Seiten von einer gewaltigen Befestigungslinie, die aus einem Graben und einer doppelten Mauer besteht, umgeben. Vier vermutlich aus der Zeit der arabischen Herrschaft stammende Tore stehen noch. Von antiken Gebäuden sehen wir die Reste eines Triumphbogens, des Gymnasiums und das außerhalb der Stadt vor dem Südtore gelegene Theater, an dem vorbei eine Säulenstraße zum Stadium führte. Die zerstreut umherliegenden Kapitäle, Simse und Stücke von Giebelfeldern sind zum Teil prächtig ausgeführt. Drei Aquädukte leiten das Wasser weit von Norden zur Stadt. Lange Reihen ihrer Bogen stehen noch und geben Zeugnis von dem einstigen Kulturzustande dieses Teiles des Landes, das jetzt die eine Hälfte des Jahres von Sumpf bedeckt, die andere Hälfte Steppe ist. Das Wasser hat den Kalkstein dieser Leitungen teilweise gelöst und beim Durchsickern wieder ausgeschieden, so daß die Unterseite der Bogen ganz von Sinter überkrustet ist und mächtige Stalaktiten herabhängen.

Anavarza gibt uns ein treffliches Beispiel für die physikalischen und wirtschaftlichen Veränderungen, denen ein Land im Laufe der Jahrhunderte unterliegen kann. Wir haben im trachäischen Cilicien die Ruinen einst blühender Städte in einer Karstlandschaft gefunden und mußten erkennen, daß dort die Natur des Bodens in historischer Zeit eine gänzliche Umbildung erfahren hat. Hier, wo man jetzt in fiebergeschwängerten Sümpfen die Reste bewunderungswürdiger Kunst- und Nutzbauten erblickt, haben einst ausgedehnte Olivenhaine gestanden, deren köstliche Früchte von so zartem Dufte gewesen sein sollen, daß man nach Diodors Bericht zu ihrer Ernte Jungfrauen heranzog, um ihren Wohlgeruch nicht zu beeinträchtigen. Es wird ein ähnlicher Brauch bei der Ernte der feinsten Teesorten in Japan beobachtet. Heute steht auch nicht mehr einer der geheiligten Stämme und die großen Eichenwaldungen, die noch zur Zeit, da Kotschy Cilicien bereiste, das linke Seihüner bei Adana bedeckten, sind in diesem halben Jahrhundert verschwunden.

Wenn wir uns um die Ursachen dieser physikalischen Veränderungen des Landes fragen, so müssen wir uns seine Geschichte vor Augen halten.

Was Weltgeschichte des Orientes ist, hat sich hier abgespielt oder seine Spuren zurückgelassen. Die ganze blutige Kriegsgeschichte des Ostens hat diesen Erdenwinkel zum Schauplatz ihrer Greuel ausersehen. Die Heere aller Eroberer haben durch seine Gefilde ihren Weg genommen. Eine Kultur nach der anderen wurde vernichtet und auf den Trümmern der alten sproßte neues Leben, bis auch dieses eines Tages in Strömen Blutes erstickte. Die Bevölkerung war vernichtet, die Wasserbauten verfielen, die Fruchtbaumwälder verwilderten, wenn sie die Verwüstung überdauert hatten, kein Damm wehrte die Flüsse in ihrer zügellosen Bahn, Sümpfe entstanden und Steppen und das mörderische Klima, das nun Platz griff, schützte den Ort vor weiterer Besiedelung. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Boden lastete, der durch Jahrtausende mit Blut getränkt wurde.

Nördlich von Anavarza taucht der Burgfels von Sis, das nördlichste Glied des Klippenzuges, aus der Ebene auf und hinter ihm reihen sich schon die Vorberge des Antitaurus aneinander. Unser Weg führte ostwärts an den Dschihan, den wir aufwärts bis Hemit (Hamidieh) Kale verfolgten. Die Ebene östlich von Anavarza ist größtenteils Sumpfland der von Norden kommenden kleineren Flußläufe, die nur zur Regenzeit Wasser führen. Die hier wohnenden Tscherkessen begegneten uns ziemlich unfreundlich, was aber wohl seinen Grund darin hatte, daß sie von dem uns begleitenden Soldaten die Untersuchung einer am Vortage vollbrachten Mordtat fürchteten, deren Opfer wir unter einem Bunde Schilf auf einem Karren liegend vorfanden.

Nur schwer gelang es, einen Mann als Führer durch die nur auf wenigen Pfaden zu passierenden Sümpfe zu erhalten.

Bei Hemit Kale erreicht man den von Norden her ziehenden Rand der Vorberge, die der Fluß an dieser Stelle auch mit dem rechten Ufer verläßt. Die Ruinen des mittelalterlichen Schlosses sind von keiner Bedeutung. Der Ort heißt Hamed Owassi und besitzt eine Fähre über den Dschihân, an dessen linkem Ufer der Weg nach der großen Burgruine Toprak Kalessi führt, die von der Ferne herüberschaut. Wir wenden uns etwas vom Flusse ab. Auf steilem Felsvorsprung liegt die vermutlich aus altarmenischer Zeit stammende Feste Budrum Kale. Unter ihr stehen die Reste

von Hieropolis-Castabala. Die Stadtmauern sind noch erkennbar. Eine Säulenstraße durchquerte den Ort von Norden nach Süden. Noch steht eine Anzahl schlanker Kolonnen. Man erkennt noch einen Tempel, eine Wasserleitung, Thermen, die Agora und eine Kirche. Das Theater außerhalb der Stadt ist am Bergabhange angelegt und seine Sitzreihen sind noch teilweise erhalten. Es bietet einen weiten Blick über die Ebene, den Dschebel Missis und die zum Giaur Dagh hinüberleitenden Höhen.

Östlich von der Trümmerstätte erreichten wir fast an dem Punkte, wo sich der Dschihân aus der Nordsüd- in die Ostwest- richtung wendet, den stattlichen Ort Kasmadschi. Von hier ging es dann nordwärts über niederes, von Eichen- und Myrthenbüschen bewachsenes Bergland, das aus meridional streichenden, stark gefalteten, sandigen Mergeln besteht, wie ich sie zu wiederholten Malen in den Vorbergen des Hochgebirges pflanzen- und lignitführend angetroffen habe.

Bei der kleinen Burgruine Kum Kale, einem viereckigen, turmartigen Baue gelangten wir an den Dschihân, der hier in einem anmutigen, grünen Tale fließt. Da ich von hier aus meinen Weg am anderen Ufer ostwärts fortsetzen wollte, beschloß ich, um nicht durch einen großen Umweg Zeit zu verlieren, über den hier etwa 60 m breiten Fluß zu setzen, der gerade infolge der im Hochgebirge niedergegangenen Gewitterregen sehr hoch ging. Ein des Weges kommender eingeborener Zigeuner wurde trotz seiner anfänglich entschiedenen Weigerung bewogen, uns die Furt zu zeigen, die sich nach seiner Angabe in der Nähe befinden sollte. Wir waren schon mitten in der Strömung, als wir erkennen mußten, daß unser Führer uns absichtlich falsch geführt hatte. Doch nun war es zur Umkehr zu spät, der Mann begann zu schwimmen, unsere Pferde verloren den Boden und strebten, vom Strome erfaßt, keinem Zügel mehr gehorchend, vorwärts und wir lagen mit all unserem Gepäck im Wasser. Das jenseitige Ufer war steil und ehe es die zuerst anlangenden, von der Nässe beschwert, erklimmen konnten, drängten die anderen nach; die Ordnung war nicht mehr aufrecht zu erhalten. Mein Dragoman stürzte mit seinem Rosse, da riß ihn der Soldat empor und zog ihn ans Ufer. Die Lasttiere überschlugen sich, das Gepäck und die darauf sitzenden Treiber fielen herab und in regelloser Hast suchte alles die Böschung zu gewinnen. Ich ließ sogleich die Kisten bergen und machte mich mit bangem Herzen daran, die Koffer, die das

gesamte Kartenmaterial, die Tagebücher und die photographischen Aufnahmen enthielten, auszupacken. Glücklicherweise waren diese, dank ihrer sorgfältigen Verpackung, von der Feuchtigkeit noch nicht erreicht worden. Ein großer Teil meines Gepäcks war aber vernichtet und wir mußten in einem nahen Turkmenenlager, dessen Namen man mir mit Dschedschioglu bekeratschi tsharscha geschidschi — der Sohn des Großkaufmannes hat Flachs über den Fluß gebracht — angab, Rast machen, um unsere völlig durchnäßte Ausrüstung zu trocknen.

Hier beginnt das Land anzusteigen, im Norden tauchen schon höhere Bergketten auf und im Nordosten hebt sich der nackte Doppelgipfel des Döldül scharf vom dunkelblauen Firmamente ab. Er war das nächste Ziel meiner Route.

Des Abends badete ich im Flusse, in der Nacht fiel das Thermometer auf 5° C. und am Morgen erwachte ich in heftigem Fieber. Wir ritten, von einem einheimischen Führer geleitet, über niedere Bergrücken, die von Konglomeraten gebildet werden und von mächtigen Eichenwäldern bedeckt sind, durch die schwierige, versteckte Pfade führen. In einer langen Talfurche traf ich einen Strom junger, basaltischer Lava, die an der Oberfläche in Platten aufgelöst, im Innern aber säulenförmig ausgebildet ist.

Wir durchquerten den Saban Su, einen Nebenfluß des Dschihân, der nach Aussage der Eingeborenen von dem östlich gelegenen Kisil Agatsch kommen soll, und näherten uns langsam dem Döldül. Der Ritt über die von niederem Busch bestandenen Höhen wurde mir bei der sengenden Hitze recht beschwerlich. In Elbeli, einer Sommerniederlassung wandernder Jürüken, machten wir Rast und wurden auf das freundlichste aufgenommen. Hier glückte es mir, mehrere interessante Aufnahmen der Einwohner in hübschen Kostümen zu machen, was sonst bei den streng religiösen Grundsätzen der Leute unmöglich ist — die Frauen gehen fast durchwegs dicht verschleiert und die bildliche, also auch die photographische Darstellung eines Menschen verbietet der Koran. Ich glaube, daß die Jürüken überhaupt manche mit den Lehren des Koran nicht im Einklang stehende religiöse Anschauungen besitzen und deshalb bei den Rechtgläubigen in keinem hohen Ansehen stehen. Später erfuhr ich, daß es Afscharen waren.

Das Gebiet des Giaur Dagh, dem wir uns näherten, ist überhaupt von Anhängern verschiedener Sekten, z. B. den Kizil-Basch, Ansariern, Jezidis und vornehmlich den christlichen Arme-

niern bewohnt und verdankt ihnen seinen Namen „Berg der Ungläubigen“.

Der Typus der Jürüken ist von dem der echten Türken verschieden und ich konnte unter ihnen Sitten und Bräuche beobachten, die mir sonst nirgends begegnet sind. Bei dem Stamme, dessen Gastfreundschaft wir gerade genossen, tragen die jungen Mädchen im rechten Nasenflügel eine Gewürznelke als Maschallah — Amulet —, die bei den Wohlhabenden in Gold nachgebildet ist. Auch sind die Jürükenfrauen keineswegs von den für die Türkinnen so streng geltenden Vorschriften im Verkehre mit Männern, besonders mit uns Ungläubigen, beengt.

Wir erreichten Kuschdschu, ein elendes Nest am Westfuße des Schach-Düldül, der höheren südlichen Spitze. Von hier aus wollte ich die Besteigung dieses bisher unbezwungenen und, wie man mir wiederholt versicherte, unersteiglichen Felszackens, dessen Höhe ich auf etwa 2400 *m* schätzte, versuchen. Leider nahm aber mein Unwohlsein so bedenklich zu, daß ich den Plan für den nächsten Tag fallen lassen mußte. Da auch dieser keine Besserung brachte, beschloß ich, um nicht die Zeit zu vergeuden, die Reise nach Marasch fortzusetzen. Es boten sich mir zwei Wege, der eine nördlich, der andere südlich um den Düldül herum. Ersterer führt durch die großartige Erosionsschlucht des Dschihân und wurde bisher nur teilweise von den Ingenieuren der anatolischen Bahn bei der Tracierung der Bagdadbahn mit großen technischen Hilfsmitteln, Brücken, Booten, Felsprengungen etc. begangen. Auf diesem Wege gelangt man nach dem am Fuße der nördlichen Spitze des Düldül, des Kaia = Fels-Düldül, gelegenen Ildscha, das durch seine heißen Quellen einen gewissen Ruf unter der Bevölkerung des Landes genießt und noch Reste antiker Thermen besitzen soll. Da man mir aber des hohen Wasserstandes wegen davon abriet, mußte ich diesen Plan aufgeben und wandte mich südostwärts. Das etwa 600—800 *m* hohe Bergland, über das wir nun zogen, besteht aus bunten, Hornstein führenden Kalken und Mergeln, die ganz an die im Hochgebirge angetroffenen erinnern. Junge Konglomerate und rostrote Tuffe bilden stellenweise deren oberflächliche Bedeckung.

Die Bevölkerung der wenigen, aber netten Dörfer, die am Wege lagen, ist fast durchwegs armenisch und zeichnet sich durch körperliche Schönheit vor den mohammedanischen Nachbarn aus. Die armenische Rasse ist überhaupt viel entwicklungsfähiger, tätiger

als die übrige Bevölkerung des Landes und hat sich ziemlich rein und unvermischt erhalten, so daß es nur zu wünschen wäre, daß die bestehende heftige Spannung zwischen Moslims und armenischen Christen beseitigt und durch Vermischung der Rasse das Land nach den langjährigen blutigen Unruhen einer glücklicheren Zukunft entgegengehen möge.

Wir erreichten das Dorf Harne und setzten anderen Tags über die von üppiger Vegetation bedeckten Höhen des westlichen Giaur Dagh unseren Weg nach Kasil Agatsch — 1148 *m* — fort. Das Gebirge besteht hier aus dunkelblauen Kalken, Kalkschiefer und Serpentin, deren Streichen mit dem der Bergketten von NNO nach SSW verläuft. Die Faltung ist stets intensiv. Die Höhe der parallelen Züge nimmt gegen Norden rasch ab und ein schmales Hügelland vermittelt den Übergang zur Ebene von Marasch, hinter der sich in schräger Richtung Ost—West streichend der gewaltige nackte Rücken des wohl 2200 *m* hohen Marasch Dagh mit seiner östlichen Fortsetzung erhebt. Am Westrande der Ebene sieht man die reich gegliederten meridionalen Ketten am Dschihân sich coulissenartig aneinander schieben.

Das Tal von Marasch ist ein weites, sich O—W erstreckendes Becken von etwa 550 *m* Meereshöhe und wird vom Ak Tschai, einem linken Nebenflusse des Dschihân, bewässert. Sein Boden ist außerordentlich fruchtbar; die tiefer liegenden Teile tragen ausgedehnte Reiskulturen, die viel zur Verschlechterung des Klimas beitragen. Die Stadt liegt etwa 100 *m* höher am Südfuße des Marasch Dagh auf einem stark zerrissenen Terrain und bietet ein äußerst abwechslungsreiches, malerisches Bild. Sie gilt als sehr gesund und ist mit vortrefflichem Wasser reich versorgt. Ihre Einwohnerzahl dürfte 50 000 übersteigen, unter denen die Hälfte Armenier sind. Ihr Handel mit dem Innern ist bedeutend, ihr Bazar einer der schönsten Anatoliens, die Industrie in Teppichen, Geweben, gestickten Gewändern und Eisenwaren ist beträchtlich. Da jede Chaussée fehlt, ist der Verkehr auf Karawanen beschränkt, die hauptsächlich den Verkehr nach dem oberen Euphrat, dem Innern der Halbinsel und nach der Küste besorgen. Der Hafen für Marasch ist Alexandrette, das in drei Tagen erreicht wird. Der Bedeutung der Stadt als Handelsplatz tragen auch die Projekte für die Bagdadlinie Rechnung, die sie in die Route einbeziehen.

Ein neuer Han, der wohl der beste ist, den ich im Oriente bisher getroffen habe, bietet treffliche Unterkunft. Eine ameri-

kanische protestantische und eine französische katholische Mission, beide mit Schulen, und ein deutsches Waisenhaus sorgen für die Erziehung der armenischen Jugend. Marasch war der Sitz der Verfolgungen, die in den letzten Jahren gegen die armenische Bevölkerung Platz gegriffen haben, doch wird jetzt von Seite der Regierung jede Maßregel getroffen, einer Wiederholung der Greuel zu begegnen.

Bei den Mönchen des Franziskanerklosters fand ich die lebenswürdigste Aufnahme und Bewirtung, die uns bei fröhlichem Gelage im traulichen Refektorium den heiligen Ort als eine Gnadenstätte für alle rechtschaffenen Christen im Lande des Halbmondes preisen ließ.

Der sich hinter der Stadt mächtig erhebende Marasch Dagh scheint, nach den von dort stammenden Fossilien, die ich in der Sammlung der amerikanischen Mission vorfand, aus eocänem Nummulitenkalk zu bestehen, auf den sich im Süden das Miocän discordant auflagert. Einige schöne Rudisten sollen von der Nordseite des Gebirges stammen.

Am 11. verließen wir zeitig die Stadt und zogen südwärts. Wir überschritten den Ak Tschai unterhalb der Einmündung des Ilgin Tschai, dessen Lauf wir nun aufwärts verfolgten. Er durchfließt den nördlichen Teil des großen Meridionaltales, das bei Marasch beginnt und sich in gerader Richtung bis zur Ebene el-Amk am unteren Orontes erstreckt. Im Norden ist es 3—5 km breit und wird von der steilen Ostflanke des Giaur Dagh und den niederen westlichen Randbergen der Bazardschik Owassi, die wohl als die Ausläufer des Kurd Dagh anzusehen sind, eingeschlossen. Es ist gut bewässert und wohl bebaut. Nach dreistündigem Ritte gelangten wir an den Giaur Göl, einen etwa 8 km langen und 2 km breiten See, der an der steilen östlichen Talwand liegt und vom Ilgin Tschai durchflossen wird. An weiten, trocken liegenden Flächen des Seebodens konnte man erkennen, daß er zur Regenzeit eine viel größere Area bedeckt.

Dort, wo die Wasserscheide zwischen dem Ilgin Tschai und dem Kara Su liegt, durchziehen ein paar niedere Querrücken die Talebene. In dem in einem kleinen Tale des Giaur Dagh gelegenen Orte Schecker Owassi wurde Rast gehalten. Das Gebirge wird hier von steil gefalteten NNO—SSW streichenden, fossilieeren, graublauen Kalken und Grünsteinen gebildet. Die Ostseite des Tales, an das der Kurd Dagh herantritt, ist steil und zeigt auf

größere Strecken senkrechte Abstürze. Weiter südlich begleiten sie parallel streichende, isolierte Hügel, die wie Klippen aus der Ebene auftauchen. In 540 m Höhe passierten wir die Wasserscheide und gelangten in das Quellgebiet des Kara Su, wo ich ausgedehnte Felder doleritischer Lava antraf, die sich vom Fuße des Giaur Dagh weit über die Talsohle erstrecken. Bei Sendschirli, dem alten Schamal, das von deutschen Forschern mit großen Mitteln ausgegraben worden ist, trafen wir kurdische Hirten, die uns freundlich aufnahmen, und setzten unseren Weg nach Islahie — Nikopolis — fort. Bei Suliwara ritten wir über ausgedehnte Lavaergüsse, die von niederem Buschwerk, manchmal auch von hohen Eichenbeständen bedeckt sind.

In den westlichen Vorbergen liegt das neuerbaute stattliche Trappistenkloster Scheichle, an das wir von den Franziskanern in Marasch empfohlen waren und wo wir von Seite des Priors und des gelehrten Paters Philipp, eines deutschen Elsässers, liebenswürdig empfangen wurden. Letzterer besaß eine gründliche Kenntnis des Landes, das er seit 25 Jahren durchstreift, und hat sich viel mit der Erforschung des geologischen Baues der Gegend befaßt. Er stimmte ganz der von mir geäußerten Ansicht, daß das Ilgin Tschai- und Kara-Su-Tal eine Grabensenkung wäre, bei und führte als Zeugen dafür Dislokationen, die die Talseiten begleiten, die vereinzelt klippenartigen Hügel und die Lavaergüsse an. Auch erwähnte er, daß die häufigen Erdbeben dieser Linie folgten und besonders der südliche Teil der Ebene gegen Antiochia einer der am meisten von seismischen Erscheinungen heimgesuchten Punkte des Landes sei.

Die Mönche haben die Umgebung ihres Klosters urbar gemacht und treiben Ackerbau, Viehzucht und Weinkultur.

Wir ritten noch an demselben Tage nach Ekbes weiter, wo wir uns in dem Kloster der Lazzaristen einquartierten.

Des Abends ging ein heftiges Gewitter in den nahen Bergen nieder, ohne daß aber in der Ebene Regen gefallen wäre. Diese heftigen elektrischen Entladungen wiederholen sich hier im Herbst fast täglich und zugleich fällt die Temperatur, die sich bisher in sommerlicher Höhe erhalten hat.

Das Tal besitzt an dieser Stelle eine Breite von etwa 6 km. Der Kurd Dagh löst sich in niedere Hügelzüge auf, zwischen denen der Kara Su seinen Weg nimmt. Die Talsohle ist größtenteils kahl, nur bei den Niederlassungen finden sich bebaute Flächen

und auf den Lavadecken stehen alte Eichen, die sich sonst nirgends in der Ebene finden. Einzelne kreisrunde Erhebungen, die am Wege liegen, erinnern an die isolierten Kegel in der cilicischen Ebene und sind wohl gleich diesen künstliche Aufschüttungen. Sie werden in Syrien Tells genannt und als militärische oder telegraphische Stationen angesehen.

Bei Kirk Han kreuzten wir die von Aleppo nach Alexandrette führende Chaussée und setzten im Überschwemmungsgebiete des Sees el-Bahra, der die Wässer des Kara Su und des Afrin Tschai aufnimmt und seinen Abfluß zum Orontes hat, unseren Weg südwärts fort. Die weite Ebene heißt el-Amk und reicht südlich bis an den Dschebel Kuseïr. Einige unbedeutende, von räuberischen Tscherkessen bewohnte Dörfer liegen am Rande der Hügel. Nun haben wir den Orontes (Nahr il-Asi) erreicht und vor uns taucht der mauerngekrönte Dschebel Habib, der Schloßberg von Antiochia, auf, an dessen Fuß der Fluß, durch Wehre gestaut, träge dahinschleicht. Die Stadt liegt am Ostabhange des Berges und bietet mit ihrer alten Steinbrücke und den zahlreichen am Ufer gelegenen Kaffeehäusern einen reizvollen Anblick. Riesige Schöpfräder drehen sich, von der Strömung getrieben, mit eintöniger Melodie. Sie entnehmen dem Flusse das trübe Wasser, das hölzerne Gerinne durch die ganze Stadt verteilen. Dje Stadt ist sehr belebt und besitzt einen sehenswerten Bazar. Man hört hier schon viel Arabisch und auf Schritt und Tritt begegnet man den malerisch gekleideten, sehnigen Gestalten von Arabern, die meist den Handel nach dem Innern und der Küste betreiben.

Die große Vergangenheit der Stadt wird uns nur durch ein paar Reste alter Bauten, die von geringem Interesse sind, ins Gedächtnis gerufen. Heute nimmt sie einen neuen Aufschwung und ist einer der wichtigsten Plätze für Handel und Verkehr im nördlichsten Syrien.

Am 17. Oktober zogen wir denselben Weg nordwärts bis an die Straße von Aleppo und stiegen ihre steilen Serpentinaen zum Beilan Bal hinan, der über den südlichen Teil des Amanus, hier Alma Dagħ genannt, zur Küste führt. Die Streich- und Fallrichtung der das Grundgebirge bildenden Kalkmergel und Serpentine, die wohl der oberen Kreide oder dem Eocän angehören, ist auf dieser Strecke sehr wechselnd. Man kann auf eine größere Erstreckung eine OW-Richtung verfolgen, die aber gleich den im Dschebel Okra auftretenden, zum Hauptstreichen des Gebirges senkrechten

Störungen nur von lokaler Bedeutung sein dürfte. Sobald man die Höhe des Passes, 730 *m*, hinter sich hat und in das enge Felsental von Beilan, der Sommerfrische für die Bewohner der Küstenebene, hinabsteigt, öffnet sich der Blick über den Golf von Alexandrette mit den cilicischen Bergen im Hintergrunde und schließlich über den Küstensaum und die Stadt.

Es war schon dunkel, als wir Alexandrette erreichten. Hier war meine Inlandreise beendet, ich entließ meinen Troß und nahm Abschied von meinen treuen Begleitern Ali und Mustafa, die mich durch ihre Dienste so außerordentlich unterstützt hatten. Die paar Tage bis zur Abfahrt des nächsten Lloyd dampfers nach Konstantinopel benützte ich dazu, meine Ausbeute und die Aufzeichnungen zu ordnen und die Umgebung der Stadt, die von immer wachsender Bedeutung für den Handel des weiten Hinterlandes wird, kennen zu lernen. Einst in einer der gefürchtetsten Fiebergegenden des Orientes gelegen, besitzt sie heute, nach Trockenlegung der ausgedehnten Sümpfe des Küstenstriches, ein besseres Klima als Mersina. Eine Wasserleitung versorgt sie mit vortrefflichem Trinkwasser und die gut gehaltenen Straßen und Gebäude zeigen, daß sich immer mehr die europäische Kultur geltend macht.

Am 25. Oktober schiffte ich mich mit meinem Dragoman nach Konstantinopel ein, von wo ich auf dem Landwege nach Wien zurückkehrte.

Reise im Jahre 1901

Im Mai dieses Jahres wurde ich von unserer Gesellschaft wieder aufgefordert, meine Forschungen im südöstlichen Kleinasien fortzusetzen und zu einem meinen wissenschaftlichen Zwecken entsprechenden Abschluß zu bringen. Schon anfangs Juni war ich auf der Reise nach dem Osten, die ich angeblicher Pestfälle in Konstantinopel oder vielmehr der durch diese bewirkten Quarantainemaßregeln wegen über Triest und Smyrna bewerkstelligte. Die Fahrt durch die Adria, um den Peloponnes und durch das Ägäische Meer bot mannigfache Abwechslung und nachdem ich in Smyrna mit meinem früheren Reisegefährten, Herrn Gottfried Stransky, der auf meine Verständigung aus Eski-Schehr eingetroffen war, die letzten Vorbereitungen zur Reise ins Innere ge-

troffen hatte, reisten wir nach Mersina weiter. Am 14. Juni landete ich dort, begrüßt von meinen alten Freunden, denen ich schon im Vorjahre so viele angenehme Stunden und so manche tatkräftige Förderung meiner Unternehmen zu verdanken hatte. Hier erwartete mich schon mein Troß unter Alis Führung, der mir schon auf den früheren Reisen so treue Dienste geleistet hatte. Als Begleiter hatte er einen alten Buschklepper und Tabaksmuggler Bekir Tschausch mitgebracht, dessen sehr dunkle Vergangenheit seiner bewiesenen Ehrlichkeit und Willigkeit durchaus keinen Abbruch tat. Sie hatten fünf Pferde bereit, zwei Reit- und drei Lasttiere. Nur ein Tag wurde zu den nötigen Besuchen bei meinen türkischen und europäischen Freunden und den Behörden gewidmet und am nächsten Tage brachen wir des Morgens nach dem Gebirge auf. Da es mein Plan war, die höchsten Teile des Kalkplateaus des rauhen Cilicien zwischen Mersina und Karaman zu durchqueren, dann das Bergland um Ermenek und die Gebirge an der Südküste zu durchforschen, um die geologischen Verhältnisse dieser wenig oder gar nicht bekannten Landstriche kennen zu lernen, und ich rechnen mußte, längere Zeit in bedeutender Höhe zu verbringen, hatte ich den Sommerbeginn für die günstigste Reisezeit erachtet und mich auch nicht getäuscht. Der Monat Mai ist hier oben noch äußerst kalt, die Weideplätze liegen vereinsamt und der Wanderer findet tagelang kein Obdach, keine Nahrung für sich, kein Futter für seine Pferde. Anfangs Juni beziehen die Jürüken der Ebene diese Almen und man kann dann damit rechnen, mindestens nach jedem halben Tagmarsch auf den wenigen gangbaren Pfaden einen Lagerplatz zu finden. Dazu kommt noch der Vorteil der langen Tage, der für die oft sehr weiten Märsche von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Im Hochsommer fehlt in diesen Karstgebenden oft das Wasser und die Herden haben andere Weiden aufgesucht und im September liegt das Hochplateau schon wieder völlig verlassen. Zudem hoffte ich, dann Ende Juli das Hochgebirge des Ala Dagħ schon fast schneefrei anzutreffen.

Wolkenlos spannte sich der Himmel über das Meer, die cilicische Ebene und die fernen Hochgipfel des Bulghar Dagħ, die, alte Bekannte, mir noch größtenteils in winterlicher Pracht entgegenleuchteten, als wir die schmale Küstenebene von Mersina durchquerten und in den Vorbergen anstiegen. Gleich die ersten Hügel kennzeichnen den Charakter des ganzen Landes — nackte

lichte Karstkalke mit niederem Gestrüpp von immergrünen Eichen, Myrten und Terebinthen, Cystusrosen und Euanthus. In engem, steinigem Tale geht es aufwärts. Apsundere mit seinem niedlichen Café — einer Bretterhütte, in der man Eier, Käse, Brot und Raki erhält — bleibt hinter uns und ein schweres Stück Arbeit gibt es für die Pferde, die ruhigen Schrittes die steilen Felswege emporklettern, nicht ahnend, daß sie Wochen und Wochen rissigen Felsboden unter den Hufen haben werden, von Fliegenschwärmen gequält und durch die schweren Packsättel rückenwund gedrückt.

In zirka 600 *m* beginnt üppigere Vegetation, große Büsche von Lorbeer und Arbutus, dann kommen Eichen und endlich die Koniferen. Abends erreichen wir das reizende Tal von Fyndykbunar (1200 *m*), das, in den Rand des Hochplateaus eingesenkt, von vertikalen Felswänden umrahmt ist. Hier gibt es reiche Bewässerung und daher üppige Alpenwiesen mit einer reichen Flora. Schmetterlinge wiegen sich im Sonnenglanz und Käfer und Bienen summen durch die Luft. Hohe Platanen, Weiden und Nußbäume beschatten das Dörfchen, das vielen Bürgern von Mersina als Sommeraufenthalt dient.

Wie der Rand einer Oase, hinter dem sich die Steinwüste der Karsttafel ausdehnt, schien mir das stille Hochtal, als ich am folgenden Tage in zirka 1800 *m* die Höhe des Plateaus erreichte. Noch bedeckt schütteres Nadelholz die wellige Fläche, die mit ihren engen Trockentälern und gelappten, abflußlosen Mulden und den hier oft sehr typischen Dolinen ganz an manche im Vorjahre durchzogene Teile des Miocänbeckens erinnert.

Das Gestein ist oft von Karren bedeckt, die das Vorwärtskommen auf den völlig kahlen Hochflächen erschweren.

In etwa 2000 *m* hört fast jede Vegetation auf. Nackt und blendend liegt der Felsboden ohne Humus, ohne Grasdecke, von Schutt und Trümmern bedeckt. Einst standen hier Forste, die jetzt verschwunden sind, und auch hier hat uns die Geschichte ein Maß für die Länge der Zeit gegeben, die seitdem verflossen, wie sie es bei dem alten Olba getan. Inmitten dieser steinigen Hügel liegen bei der Kemer Jaila (2220 *m*) schon nahe an der Hochkette des Dümbelek Dagħ die ausgedehnten Reste einer mittelalterlichen Stadt, die, nach den zahlreichen roh gemeißelten Kreuzen zu urteilen, eine christliche, vermutlich armenische Bevölkerung besessen haben muß. Massige Quadermauern und Tore, Säulen

und einfache Kapitäle liegen zerstreut, noch kann man die Häuser im Grundriß erkennen und man steigt den Treppenweg zur Hochstadt empor.

An einem tiefgelegenen Punkte mitten in der Ruinenstadt öffnet sich ein Dudèn, ein finsternes Schlundloch, in den Berg. Ein spärlicher Wasserfaden quillt hervor. Gebückt dringe ich in die Höhle ein. Da zeigen sich Spuren menschlicher Tätigkeit, ein gemauertes Gerinne leitet die Quelle, die einst mächtiger dem Erdenschöße entquollen ist, damals, als sie den Wasserbedarf der Stadt deckte — heute versiegt sie im Sommer — als die umliegenden Höhen von Forsten bedeckt waren und das Klima, gewiß milder als heute, noch eine blühende seßhafte Niederlassung gestattete.

Im Quellgebiete des Alata Tschai geht es durch eine öde Landschaft mit weiten abflußlosen Mulden, in deren einer sich bei der Göller (Seen) Jaila ein kleiner See ausbreitet, nach Südwesten. In dieser Gegend liegen mehrere große Alpenweiden der Jürüken der cilicischen Ebene, die hier über Sommer ihre mit schwarzen Ziegenhäuten gedeckten Zelte — Jurten — aufgeschlagen haben. Ein ganzes Dorf mietet für etwa 2—3 Pfund — 44—66 Kronen — eine solche Jaila für die Sommermonate und zieht mit Sack und Pack, sobald die Hitze in der Ebene unerträglich wird, in die Sommerfrische. Hier oben gibt es keine fieberschwangere Sumpfluft, keine Moskitos, die den Schlaf rauben und die Fieberkeime übertragen, und keine Fliegenschwärme, die die Tiere in Raserei versetzen. Die Aufnahme bei den friedfertigen Leuten ist überall stets äußerst gastfrei; wir werden mit allem, was sie uns bieten können, bewirtet, ohne daß Bezahlung oder ein Geschenk erwartet oder angenommen wird. Freilich muß man, um nicht gegen die gute Sitte zu verstoßen, am Boden kauend mit den Leuten aus einer Schüssel essen. Doch wir haben schon die Übung, mit einem Stückchen Fladenbrot, ohne hungern zu müssen oder sich zu blamieren, die Speisen kunstgerecht zum Munde zu führen, was dem Europäer besonders bei Flüssigkeiten nicht bei dem ersten Versuche gelingt.

In dieser Gegend konnte ich eine merkwürdige Reihenbildung kleiner Dolinen beobachten. Etwa fünf oder mehr solcher von terra rossa erfüllter Vertiefungen von nur ein paar Meter Durchmesser liegen in einer geraden Linie nebeneinander, wobei ein treppenförmiges Profil entsteht, das entweder von beiden Seiten

zur Mitte oder auch einseitig abfällt. Die einzelnen Dolinen sind durch Felsbarrieren von einander getrennt. Die Gesamtlänge eines solchen komplizierten Troges beträgt etwa 40 *m* bei einer Tiefe von höchstens 10 *m*; bei diesen Dimensionen ist er von fünf etwa 6 *m* im Durchmesser messenden Dolinen gebildet. Dies ist jedoch eines der ausgesprochensten Beispiele. Die meisten Formen sind bedeutend flacher. Mir ist stets die geringe Größe dieser Erosionsbecken aufgefallen.

Ich traf solche Erosionsbecken im steil gefalteten Kalkstein des Grundgebirges schräg zum Schichtstreichen und in horizontalem Miocänkalk. Daß sie durch den Verlauf einer Spalte bedingt sind, scheint sicher, auf welche Weise aber das stufenförmige Profil und die trennenden Felsbarrieren zustande kommen, ist nicht ohne weiteres zu erklären.

Da es galt, einige von Tschihatschef erwähnte fossilreiche Lokalitäten aufzusuchen, die er auf seinem Wege von Selefke nach Karaman getroffen hatte, durchzog ich die trostlosen Einöden nördlich vom Lamas Su, ohne daß mir aber nach den irrigen Angaben seiner Karte und infolge der meist veränderten Ortsnamen die Identifizierung der Örtlichkeiten vollständig gelungen wäre. Bei Saraidin erreichte ich die Schlucht des Lamas Su, die hier, wenn auch nicht von der Großartigkeit wie bei Kisil Getschid, doch einen prächtigen Anblick gewährt. Steil kletterten wir von der Höhe des Plateaus in den engen Cañon hinab, in dem sich eine Mühle mit ein paar elenden Hütten — 1580 *m* — an die Felswände anschmiegen. Talabwärts tritt der Fluß in eine unpassierbare Schlucht ein, die er sich in den festen Kalkstein gerissen hat, während oberhalb des Ortes die das Liegende bildenden Mergel ein sanfteres Relief bedingen. Wir setzen unseren Weg am rechten Ufer durch ein ödes Karstland fort und erreichen die wichtige Karawanenstraße, die von Selefke nach Karaman führt. Sie läuft in ihrer ganzen circa 120 *km* betragenden Länge durch den trostlosesten Teil des Kalkplateaus, ohne außer dem Städtchen Mara eine feste Niederlassung zu berühren. Auf ihr ziehen wir nordwestwärts. Wohl kann man auf sie den Maßstab europäischer Straßen durchaus nicht anlegen — sie ist schon lange nicht mehr für Wagen passierbar und manche Stellen werden selbst von den Karawanen umgangen — aber gleichwohl bedeutet sie eine Erlösung für unsere Pferde, die bisher auf den beinbrecherischen Pfaden erst jeden Tritt versuchen mußten und deren Hufe nur

zu oft von spitzen Steinen verletzt waren. Auf viele Stunden Weges fehlt jetzt im Juni schon das Wasser: im Hochsommer leiden hier die Karawanen unter Wassermangel, im Winter unter den Schneestürmen, die über die Hochfläche hinwegjagen. In 1900 *m* erreichen wir die Wasserscheide gegen das abflußlose Innere am Jedi Bel. Nun tauchen vor uns in der Ferne die isolierten Gipfel des Kara Dagh und Bosola Dagh auf. Langsam senkt sich das Terrain gegen die lykaonische Ebene. Zur Rechten erheben sich einige vereinzelt Kuppen, die in der Fortsetzung des Dümbelek Dagh liegen und vor dem Orte Goedet an die Straße herantreten, von der wir hier zur Linken abzweigen. Wir gelangen an eine Schlucht, die sich plötzlich tief in das Kalkplateau einsenkt. Wir steigen in ihr wohl 200 *m* tief zwischen lotrechten Felswänden hinab; da mündet sie in einen engen Cañon, den sich der Goedet Su auf mehrere Kilometer Länge in das Gebirge gerissen hat. Die Talwände sind von Erosionshöhlen bedeckt, wie ich sie an so vielen Punkten in den Tälern des Miocänplateaus gefunden habe. Auch hier hat die Menschenhand der Natur nachgeholfen, die Öffnungen erweitert oder durch Mauern verschlossen, die einzelnen Nischen untereinander verbunden und sie zu ausgedehnten Troglodytenwohnungen umgestaltet. Stockwerk über Stockwerk türmt sich da bis zu schwindlicher Höhe empor, in noch größerem Maßstabe, als ich es bei Sarykawak angetroffen habe. Plumpe Skulpturen an den Wänden der Höhlen lassen nach dem oft verwendeten Kreuzzeichen auf eine christliche, vermutlich armenische Bevölkerung schließen, die einst hier in großer Zahl gehaust haben muß. In diesem schwer zugänglichen und leicht zu verteidigenden Schlupfwinkel mag sie eine Zufluchtstätte zur Zeit der Verfolgung gefunden haben; denn wer vermutet in dieser Felswildnis die Wohnung menschlicher Wesen und wer kann es wagen, in diese Schlucht einzudringen, ohne des sichern Unterganges gewiß zu sein, der ihm von den die Talsohle beherrschenden Höhen droht?

Die Tiefe des Tales besitzt eine üppige Vegetation, deren lebhaft Farben sich von dem eintönigen Hintergrunde der lichten Felsen scharf abheben. Dort, wo die Kalke verschwinden und mergelige Schichten an dem Aufbaue der Gegend überwiegenden Anteil nehmen und sich gleichzeitig das Tal erweitert, liegt der kleine Ort Goedet. Er ist, was den landschaftlichen Reiz seiner Umgebung betrifft, einer der sehenswertesten des Landes; als

Fundstätte einer reichen und mannigfachen fossilen Fauna, die in den Kalken, Mergeln und Sanden des Miocäns auftritt, dürfte er für den paläontologischen Sammler eine der interessantesten Lokalitäten der Halbinsel sein. Auf dem Wege von Goedet nach Karaman passiert man bei Aghin noch einmal einen prächtigen Cañon, dann verflacht sich die Gegend und über niedere Randhügel steigen wir in die Ebene von Karaman hinab, die sich vor uns ausbreitet. Der zweigipfliche Bosola Dagh und der Vulkanberg Kara Dagh beherrschen den Horizont. Am Rande der Ebene liegt die ärmliche Stadt — 1080 *m* —, die von der Ferne gesehen mit ihren Gärten, den Minarehs und der alten Burg einen ganz reizenden Eindruck macht, der aber rasch verblaßt, sobald man die elenden Straßen betritt. Sie bietet wenig Sehenswertes. Die Moschee der Mewlana-Derwische ist von keinerlei Interesse; das mittelalterliche Kastell ist gut erhalten und nur eine alte, wohl seldschukische Medresse — Schule — mit prächtigem Marmorportal genießt den Ruf, vielleicht das schönste Bauwerk in Anatolien zu sein.

Von Karaman setzte ich meinen Weg südwärts nach Ermenek fort. Er führte mich durch die Ausläufer der isaurischen Gebirge im Gebiete der nördlichen Zufüsse des Goek Su, die als parallele Ketten von NW nach SO streichen und durch tiefe Täler von einander getrennt sind. Den nördlichsten dieser Gebirgszüge überschritt ich im Melis Bel, 1500 *m*, von dem ich 1050 *m* tief in das Tal des Buzaktsche Tschai hinabstieg, dessen Höhe ich zu 450 *m* bestimmte. Auf einem äußerst beschwerlichen Pfade krochen wir dann an der anderen Talwand 1200 *m* hinan und querten noch zwei tief einschneidende Schluchten, bevor wir am Fuße der südlichsten und höchsten Kette, des Top Gedik Dagh (zirka 2400 *m*) standen, den wir im Jelli Bel (1950 *m*) überstiegen. Auf keinem der vielen von mir begangenen Wege des Landes hatte ich so bedeutende Höhenunterschiede in so kurzer Zeit zu bewältigen wie hier und ich habe dabei oft die Ausdauer unserer Pferde bewundert.

Von der Höhe des Jelli Bel bietet sich eine weite Fernsicht. Gegen Norden und Westen reihen sich lange Kettengebirge aneinander, die zu den isaurischen Bergen hinziehen, und nach Süden und Osten dehnt sich ein weites Plateauland unabsehbar aus, das durch tiefe Täler in einzelne Tafelberge zerschnitten ist. Der landschaftliche Gegensatz ist stets so in die Augen springend, daß

selbst der Laie sofort erkennen muß, daß wir hier zwei grundverschiedene Stücke im geologischen Baue des Landes vor uns haben: das gefaltete alte Grundgebirge und das fast ungestörte mächtige Tafelland des marinen Miocäns.

Durch die wild zerrissenen Plateauberge weiterziehend, erreichte ich das weite Tal des Goek Su bei Ermenek. Schon steht man am Rande des Hochplateaus und schaut über das Tal, aber noch ist die Stadt hinter den Felskulissen verborgen. Erst wenn man den Abhang hinabsteigt, sieht man etwa 500 *m* über der Talsohle einen Haufen elender Häuser sich terrassenartig den Berg hinanziehen. Ein paar Bäume dazwischen beleben das so traurige Bild. Etwa 6000 Menschen, fast durchwegs Mohammedaner, führen hier ein ärmliches Dasein. Es ist dies der ärmste und auch billigste Ort, den ich in Anatolien getroffen habe. Ein Kilogramm Hammel- oder Ziegenfleisch kostet 20 Heller und im Kaffeehause erhält man für 5 Heller 5 Täßchen gesüßten schwarzen Kaffee. Die Preise der übrigen Lebensmittel sind entsprechend nieder.

Das Klima ist rauh, aber gesund. Handel und Verkehr fehlen fast gänzlich. Die wenigen schwierigen Bergpfade, über die man die Stadt erreicht, deren Armut und die Öde der sie umgebenden Landstriche verschulden ihre Weltvergessenheit. Das Bergland Isauriens, an dessen Grenzen sie liegt, ist heute, wie es schon zur Zeit der Römer und der Kreuzfahrer gewesen, ein berühmtes Räuberland.

Der Goek Su durchfließt bei Ermenek einen weiteren Talkessel, während er sich oberhalb und unterhalb enge Cañons in das Gebirge genagt hat. An seinem rechten Ufer setzte ich meinen Weg südwärts fort. Durch ein anmutiges Tal gelangte ich an dem Orte Irnabol vorbei auf das Hochplateau, das in diesem Teile von prächtigen Waldbeständen bedeckt ist. Seine mittlere Höhe über dem Meere beträgt 1500 *m*. Etwa 40 *km* südlich von Ermenek erreicht man eine ostwestlich streichende, aus alten Kalken aufgefaltete Bergkette, die den Südrand des Miocänbeckens bezeichnet. Sie erhebt sich nur etwa 300 *m* über die Hochfläche, stürzt aber jäh gegen die Küstenebene ab. Ich hatte schon immer von der See aus, wenn das Dampfschiff Kap Anamur passierte, diese schroff ansteigenden Küstenkordillern bewundert, von deren Höhe ich jetzt auf das Gestade, das Meer und die fernen Berge Cyperns herabschaute. Tiefe Karsttrichter bedecken den Rücken des Gebirges

und machen ihn völlig unwegsam. Hier oben gibt es prächtige Tannenwälder, die ihr Dasein wohl der durch die Nähe des Meeres bedingten größeren Feuchtigkeit ihr Dasein verdanken. Hier liegt in 1580 *m* Kasch Jaila, die Sommerfrische der Bewohner von Anamur, die jetzt schon die Stadt verlassen und in den primitiven, hochgelegenen Sommersitzen Schutz vor der Sommerhitze der Ebene gesucht hatten. Sie warnten uns vor dem Aufenthalte in dem Städtchen Tschorak, so heißt Anamur heute, das in dem fiebergefährlichen Küstenstriche liegt, und wir lernten ihre Warnung verstehen, als wir, die luftige Höhe verlassend, zur Tiefe stiegen. Die Luft zitterte unter den brütenden Strahlen der Sonne, kein Windhauch regte sich, die erstickende Schwüle zu mildern. In dem elenden Orte, der eine halbe Stunde vom Meere am Hügelrande liegt, war keine Unterkunft zu finden und wir mußten unser Zelt auf einem alten christlichen Friedhofe aufschlagen. Die Mehrzahl der Einwohner schlich fiebernd herum und man versicherte mir, daß viele Irrsinnfälle infolge der Hitze auftreten. In der Tat besaßen viele Leute einen irren, gläsernen Blick, den ich aber wohl nicht mit Unrecht auf Rechnung reichlich genossenen Rakis — Schnapses — setze. Daß der übermäßige Alkoholgenuß bei den hier herrschenden klimatischen Verhältnissen hauptsächlich Schuld an der Degenerierung der griechischen Bevölkerung des Landes trägt, ist eine leider nur zu klare Tatsache. Die Armenier sind darin viel genügsamer, wie sie überhaupt an praktischem Sinn den Griechen weitaus überlegen und daher den Mohammedanern weit gründlicher verhaßt sind als diese. Denn die ganze armenische Frage, in der die europäischen Mächte ihre Ohnmacht um die Wette — daher der Ausdruck „Europäisches Konzert“, von concertare — gezeigt haben, ist nicht, wie es von offiziöser und offizieller Seite immer herausgekehrt wird, eine religiöse oder politische Frage, sondern lediglich sozialer Natur, gerade so wie man z. B. der rumänischen Regierung nicht konfessionelle Intoleranz wird vorwerfen können.

Da ich durch keine wissenschaftlichen Arbeiten zu längerem Aufenthalte in Tschorak gezwungen wurde, zog ich schon am nächsten Tage nach einem recht peinlichen Auftritte mit dem Kadi, der die Bedeckung verweigerte, weiter. Ich muß den Vertretern der Regierung selbst in den kleinsten Nestern des Innern das ehrenhafteste Zeugnis über ihre Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit, mein Unternehmen zu fördern, ausstellen, weshalb ich

gerade diesen einzigen Fall von Mangel an Respekt vor meinen hohen Empfehlungsschreiben hervorhebe. Wir folgten der Küste ostwärts und kamen an der mittelaltrigen Festung Anamur Kalessi vorbei nach Boziaz, Softa Kale und Ak Jaka. Von hier aus zog ich ein kleines Flußtal aufwärts und stieg dann die steilen Küstentketten hinan, die eine Höhe von zirka 1100 *m* besitzen. In einer dicht bewaldeten Bergwildnis, die nur von Tachtadschis — Brett-schneidern — aufgesucht wird, fand ich die Ruinen einer antiken Niederlassung mit riesigen Säulentrommeln, Grabkammern und Quadermauern. Auch weiter nördlich gegen Tschohumur trifft man Spuren einer alten seßhaften Bevölkerung. Von hier bis nach Anabazar und an den Goek Su dehnt sich ein entsetzlich ödes, kahles Hügelland aus, das von lichten sandigen Mergeln gebildet wird. Ich habe kaum einen so trostlosen Punkt in ganz Cilicien angetroffen. Erst östlich von Anabazar treten wieder Kalke auf, ein reich gegliedertes Karstland, das zu den landschaftlich merkwürdigsten Teilen des Miocänbeckens gehört. Enge, vielfach gewundene und verzweigte Trockentäler durchschneiden kreuz und quer den in etwa 1100 *m* liegenden Landstrich. Sein Felsboden liegt überall nackt zutage. Und dabei herrscht hier eine üppige Vegetation von immergrünem Laubholz, Eichen, Caruben etc., die ihm das Aussehen eines Wildparkes verleiht. Oft ist die Straße völlig von einem Blätterdache überdeckt und man staunt, wie auf dem felsigen Boden und bei der geringen Niederschlagsmenge ein so reicher Pflanzenwuchs gedeihen kann.

Dann senkt sich das Plateau allmählich gegen Osten und wir steigen durch die Täler kurzer Küstenflüsse zum Meere hinab, das wir bei Taschdschu am Ak Liman erreichen. Der Ort, ein elendes Nest, ist Hafenplatz für Selefke und das Hinterland bis Karaman, von wo Waren mittels Karawanen hierher gebracht werden, obwohl sich die Transportkosten nach dem Abendlande auf diesem Wege nicht niedriger stellen als über Konia mit der Eisenbahn. Er liegt an der innersten Bucht, die das Delta des Calycadnus mit einer nach Süden weit vorspringenden Landzunge vor dem Anprall der offenen See schützt. Er ist einer der heißesten und ungesundesten Plätze des Landes und von Fieber ganz besonders heimgesucht. Selbst die Seeluft kann die Tageshitze nicht mildern und in der Nacht fiel das Quecksilber nicht unter 40° C. Die Landstraße nach Selefke läuft an zahlreichen antiken Ruinen vorbei und knapp, bevor man die Stadt erreicht,

über die ausgedehnte Trümmerstätte des alten Seleucia. Hoch über dem Calycadnus thront die mittelaltrige Burg, an deren Fuße sich die jetzt im Aufblühen begriffene Stadt ausbreitet. Sie ist von Bedeutung, da hier die wichtige Karawanenstraße von Karaman die Küste erreicht und auch die Wege nach Kilindria, Ermenek und Mersina zusammentreffen. Sie ist Sitz eines Mutesarifs und durch Taschdschu der zweitwichtigste Platz des Vilajets für den Seehandel. Von hier aus folgte ich der schon im Vorjahre begangenen Straße, die die Küste entlang durch die Ruinenstädte Corasium, Korykos, Eläusa-Sebaste und Soli-Pompeiopolis nach Mersina führt. Noch einmal durchwanderte ich die ausgedehnten Trümmerstätten, die sich um die längst schon an das Festland gekettete Insel Eläusa ausdehnen, noch einmal durch die weite Nekropolis und den Tempelbezirk mit dem Theater und dem Stadium und die massigen Bauten des Mittelalters. Ich erreichte dann den Lamas Su und Alata Tschai und traf am 9. Juli nach einem beschleunigten Nachtritte, von meinen Freunden freudig begrüßt, in Mersina ein.

Hier traf mich die Nachricht von dem Auftreten der Pest in Konstantinopel, die mir insofern recht ungelegen kam, als ich die Absicht hatte, über Angora auf dem Landwege nachhause zurückzukehren, und diesen Weg nun durch die Quarantäne gesperrt sah. Ich beschloß daher, gleich die weitere Reise zu beschleunigen, um nicht durch die weit längere Fahrt über Smyrna und den Seeweg an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Heimat gehindert zu sein. Ein paar Tage wurden zur Expedierung meiner Sammlungen und zu den neuen Vorbereitungen zur Reise ins Hochgebirge verwendet, während mein Troß über Tarsus nach Adana ging. Am 13. begab ich mich mit der Eisenbahn dorthin und machte dem Generalgouverneur Bachry Pascha meinen Besuch. Ich wurde von ihm mit der größten Liebeshwürdigkeit empfangen und erhielt sofort ein Geleitschreiben für das ganze Vilajet, das mir aber jetzt nicht mehr viel nützen konnte, da ich die Provinz schon in den nächsten Tagen verließ. Noch an demselben Abend brach ich nach dem Gebirge auf. Wir zogen zuerst durch die ausgedehnten Gärten der Umgebung der Stadt, in denen die Sommerhäuser der vornehmen Bürger liegen, und erreichten im Nordwesten die niederen Randhügel der Ebene, über die wir in das Tal des Tschakyt Tschai hinabstiegen, der ein Stück oberhalb Adana in den Seihun mündet. Er durchfließt hier ein fruchtbares

Tal, das von öden Hügeln eingesäumt wird, die sich gegen Norden langsam erheben und das rauhe Bergland von Karsanty Oglu bilden, das sich zwischen Seihun und Ala Dagħ ausbreitet und bis in die letzten Jahrzehnte von unbotmäßigen Bergstämmen bewohnt war. Auch das Land um den unteren Tschakyt Tschai gilt als recht unsicher und man weicht den hier hausenden Tscherkessen gerne aus. Am folgenden Tage ging ich oberhalb der Einmündung des Korkun Su über den Fluß und zog nördlich nach dem schon am Fuße des Gebirges gelegenen Tschedschili. Hier erhebt sich das Land allmählich zum Kisil Dagħ. Es tritt Koniferenwald auf, während bisher fast jeder Baumwuchs fehlte, und dann steigt der Weg den steilen Ostabhang des Gebirges hinan, an dem man in 1300 *m* die Oberfläche des miocänen Kalkplateaus erreicht, das sich in einer schmalen Zone nach Nordosten zieht. Von der Höhe hat man einen weiten Blick über den nördlichen Teil der Tschukur Owa und die Vorberge. Durch ein Stück typischen Karstlandes, wie es hunderte von Kilometern weiter im Südwesten angetroffen wird, ziehen wir nach Norden. Da stehen wir plötzlich in 1400 *m* an der Schlucht des Tschakyt Tschai. Über 700 *m* tief stürzt das Gebirge gegen das romantische Tal ab, das an seinem rechten Ufer von den Steilwänden des Hadschin oder Anascha Dagħ eingeengt wird. Im Hintergrunde erheben sich die Gipfel des Hochgebirges, die bei der dieses Jahr spät eingetretenen Sommerhitze jetzt noch große Schneemassen tragen. Ein schwieriger, langwieriger Abstieg brachte uns hinab an den Fluß, der tosend durch die Enge rauscht. Zu beiden Seiten die himmelragenden Felsen, die sich talabwärts zu vereinen scheinen, ja nicht nur scheinen, sondern die wirklich zusammenhängen, denn der Fluß besitzt hier auf ein paar hundert Meter einen unterirdischen Lauf. Das ist Jerköprü — die Erdbrücke — der Umwohner. Mir war es nicht möglich, bis zu der Stelle vorzudringen, wo der Fluß in dem Gebirge verschwindet, aber die Ingenieure der anatolischen Eisenbahn haben den Ort wegen eines dort zu schlagenden Tunnels genau erforscht und mir gewiß verlässliche Mitteilungen darüber gemacht. Bei Belededik erweitert sich das Tal ein wenig, so daß man einen Überblick auf den gewaltigen Stock des Ak Dagħ genießt, dann wird es von dessen Felsvorsprüngen im Norden, vom Anascha Dagħ im Süden zu einer wundervollen Klause eingeengt, die gerade nur dem schäumenden Flusse Raum gibt. Zwei Wege führen — wenn man

die Möglichkeit weiterzukommen so euphemistisch bezeichnen will — von Belemedik an die wichtige Gebirgsstraße bei Bozanti Han, einer über den nördlichsten Ausläufer des Hadschin Dagħ an dem Bergneste Anascha vorüber, ein schwieriger steiler Felspfad, der einen großen Umweg und Zeitverlust bedeutet, und einer durch die Tchakyschlucht, der kürzer ist, aber nur bei niederem Wasserstande begangen wird. Trotzdem die Aussichten nicht gerade günstig waren, wählte ich diesen und habe es nicht bedauert, denn der prächtige Anblick der wilden Naturschönheiten dieses Defilés wog die zehn Sitzbäder, die wir im Verlaufe einer Stunde zu nehmen gezwungen waren, und die fortwährende Angst um das stark gefährdete Gepäck reichlich auf. Als wir die Schlucht passiert hatten, gelangten wir in die Talebene von Bozanti Han und zogen auf der mir schon vom Vorjahre bekannten Gülekstraße nach Ak Köprü. Hier tritt der Fluß aus der oberen Enge, in der er die Hauptkette des Hochgebirges durchbricht und die ich schon damals kennen gelernt hatte.

Hier verließ ich das Tal des Tschakyt Tschai und zog nordwärts über die Wasserscheide, die zum Korkun Su hinüberführt. Zur Rechten erheben sich die wohl bis 2000 *m* ragenden Felszinnen des Ak Dagħ, der vom Korkun Su in einer unpassierbaren Schlucht durchbrochen wird. Ich folgte nun diesem Flusse bis in sein Quellgebiet. Sein fast geradlinig von Nordnordost nach Südsüdwest verlaufendes Tal ist für die Orographie des nördlichen Teiles des cilicischen Taurus von besonderer Bedeutung und tektonisch scharf durch die beiden Hochgebirgszonen vorgezeichnet, zwischen denen es verläuft: die Ala Dagħzone im Osten, die Bulghar Dagħzone im Westen. Es gehört ohne Zweifel zu den landschaftlich schönsten Tälern des Landes und steht, was Großartigkeit der Bergformen betrifft, in Anatolien unübertroffen da, ja es kann sich darin mit den Tälern unserer Hochalpen messen. Die Talsohle liegt in zirka 1400 *m* und ist von saftig grünen Wiesen und vereinzelt Feldern bedeckt. Kleine Ortschaften ziehen sich an den Berghängen hin, darüber steht der Hochwald und endlich die schroffen Wände der Hochregion. Verheerende Wildbäche rauschen zu Tal, genährt von den Schmelzwässern der in den Schluchten und an geschützten Flanken der Gipfel angehäuftten Schneemassen. Der Kamm des Gebirges ist reicher gegliedert, als ich ihn in den Ketten südlich vom Tschakyt Tschai getroffen habe, und erinnert sehr an die bizarren Formen unserer Kalkalpen.

Das rechte Flußufer begleiten die sich rasch senkenden Höhenzüge in der Fortsetzung des Bulghar Dagh, die bei Hadschi Bekirli verschwinden, und weiter im Norden nackte, wellige, bis zirka 2000 m reichende Berge, die sich gegen Westen bis an die lykkaonische Ebene und Nigdeh erstrecken. Sie führen verschiedene Namen: Ütsch Kapu Dagh, Armud Beli Dagh und Kirk Bunar Dagh, sind ein aus Massengesteinen bestehendes Bergland und stehen mit der Hauptzone des Gebirges in auffälligem tektonischen Gegensatz. Sie sind das Hinterland, die Innenseite des jungen taurischen Faltenbogens.

Der Weg, dem wir folgten, ist die im Sommer viel begangene kürzeste Verbindung zwischen Kaisarie und der cilicischen Küste. Wir begegneten langen Zügen von Eseln, mit Produkten des Innern beladen, unter der Aufsicht wehr-, aber auch stark räuberhafter Knechte. Sie legen die Strecke von Kaisarie nach Tarsus, zirka 240 km, in $4\frac{1}{2}$ —5 Tagen zurück. Im Winter ist diese Route ungangbar und man benützt die weitere, aber viel bequemere Hauptstraße über Nigde, die bei Tachta Köprü die Gülekstraße erreicht. Bei Jelaton, einem freundlichen Gebirgsdorfe hart am Fuße des Hochgebirges, führt eine Einsattelung ostwärts hinüber in das Tal des Samantia Su. Hierher ist die Grenze zwischen dem südlichen Karanfil Dagh und dem nördlichen Ala Dagh zu setzen. Nun tauchen einzelne Spitzen und Zinnen auf, immer neue Coulissen schieben sich vor und sobald man die Talerweiterung erreicht hat, von der der Weg westwärts nach Bereketli Maaden abzweigt, öffnet sich das vollständige Panorama vor uns, das selbst den mit den Alpen vertrauten Reisenden zur Bewunderung hinreißt. Über einem schmalen Sockel niederer mugeliger Hügel steigt jäh das Felsengebirge empor. Auf eine Erstreckung von ein paar Kilometern sinkt der Kamm nicht unter 3000 m und zahlreiche Spitzen der wild zerrissenen Kammlinie ragen anscheinend bis über 3400 m. Von der Talsohle bis hinauf völlig nackter, starrender Fels, dessen lichte Färbung bei der grellen Beleuchtung die Plastik der Formen stark beeinträchtigt. Das mußte jeden Hochtouristen verlocken, wenigstens eines dieser stolzen Häupter zu bezwingen, um einen tieferen Einblick in die bisher noch jungfräuliche Hochgebirgsnatur zu tun, und ich beschloß, in Bereketli Maaden die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Etwa eine Stunde in einem rechten Seitentale aufwärts reitend, erreichten wir den armseligen Ort, 1400 m, der in einem reichbewässerten,

grünen Tale mitten in dunkle kahle Hügel eingebettet liegt. Einst Sitz eines reichen Bergbaues, worauf noch der Name Bereketli Maaden, „glückliche Mine“, hindeutet, hat es infolge der Abnahme des Erzreichtums und der wirtschaftlichen Lage all seine Bedeutung verloren und ist heute ein großes Dorf. Die zahlreiche Bevölkerung, unter der sich viele griechische Christen befinden, verdient hauptsächlich durch Teppichknüpferei und -weberei ihren Lebensunterhalt. Der Ort ist durch seine prächtigen Erzeugnisse in diesem Industriezweige berühmt, hat aber keinen direkten Handel, den Kaisarie ganz an sich gerissen hat. Die Lage der Handwerker ist daher recht traurig. Das Klima ist rau und durch große Temperaturgegensätze ausgezeichnet. Im Sommer herrscht trotz der Höhenlage sengende Hitze, im Winter liegt der Schnee ein paar Meter hoch. Deshalb besitzen die meist ebenerdigen Häuser hohe röhrenförmige Schornsteine und die kleinen Fensteröffnungen sind nahe der Zimmerdecke angebracht.

Ich erkundigte mich nach dem Mudir, einem niederen politischen Beamten, der hier seinen Sitz haben sollte, aber man gab mir zur Antwort, der Posten wäre schon seit Jahren aufgelassen. Ebensowenig gab es einen Muchtar — Gemeindevorsteher — Reis Belidie — Bürgermeister — oder einen Gendarmerieposten oder irgend eine obrigkeitliche Person: ein anarchistisches Gemeindewesen, wie man es sich nicht besser denken kann. Das größte Ansehen besaß ein türkischer Kaufmann, der uns die Honneurs machte und die verlangten Lebensmittel u. dgl. besorgte und dem alle willig zu gehorchen schienen, obgleich er keinerlei behördliche Befugnisse hatte. Es wurde ein Jäger ausfindig gemacht, der das Hochgebirge wiederholt besucht zu haben und alle Wege zu kennen erklärte. Er sollte uns als Führer dienen.

Mit ihm verließen wir den gastlichen Ort und zogen in östlicher Richtung zum Korkun Su und den Fuß des Gebirges hinan, wo wir in 1600 *m* unser Lager schlagen mußten. In größerer Höhe gibt es kein Wasser mehr, die Futterbeschaffung für die Pferde ist schwierig und zudem sollten die Saumwege für Packtiere ungangbar und die Nächte zu kalt sein. Ich erkannte sogleich die äußerst ungünstigen Verhältnisse, unter denen das Standquartier für touristische Zwecke gewählt werden mußte, als ich die relative Höhe der Spitzen erwog, die bei vielen 1800 *m* betragen mochte. Da es ausgeschlossen schien, in der Hochregion zu biwakieren, mußte ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, viel kostbare

Zeit mit unnötigem Auf- und Absteigen zu verlieren. Wie ich mich überzeugte, ist die Mehrzahl der Gipfel unbenannt. Nur einen Namen Demir Kasyk — Eisenpflock — fand ich, allerdings für verschiedene Spitzen, angewendet. Soviel ich erfahren konnte, scheinen alle noch unerstiegen zu sein, was bei der Schwierigkeit der Kletterei und dem gänzlichen Mangel an Naturverständnis unter der Bevölkerung ganz erklärlich ist. Ich beschloß eine der südlichen Spitzen, die mir einen guten Überblick über das Gebirge zu geben versprach und nach meiner Ansicht eine der höchsten sein mußte, zu ersteigen. Sie erscheint als eine spitze Pyramide und fällt dem Beschauer durch ihre schönen Linien sofort auf. Als nächste Ziele hatte ich mir nach Norden fortschreitend noch 2—3 andere ausgewählt.

Vor Sonnenaufgang brach ich, von Stransky und dem eingebornen Führer begleitet, auf. In einer engen Schlucht drangen wir tiefer in das Gebirge ein und begannen über von kleinen Matten unterbrochene steile Felshänge den Anstieg. Niederholz von Föhren und Zedern findet sich noch hie und da, bald verschwindet auch das und über nackten Fels geht es hinan. Einzelne Schneeflecken liegen in Schründen und Spalten. Schon sind wir in 3000 m, da erklärt der Führer, nicht mehr weiter zu wollen. Er bleibt zurück. Nun beginnt die Kletterei. Von einer Felszinne, die wir erreichen, führt ein Grat zu einer zweiten höheren. Über exponierte Platten, über Türme, die wir nicht umgehen können, und durch ein paar schwierige Kamine führt unser halbrecherischer und bei Mangel von Seil, Kletterschuhen und Pickel auch waghalsiger Weg. Ein heftiger Sturm macht den Stand unsicher und das Gestein gibt unter den Griffen und Tritten oft nach. So klettern wir eineinhalb Stunden durch die schweigende Felswildnis mühevoll hinan. Endlich gewinnen wir gegen Mittag eine isoliert aufragende Spitze — 3280 m — aber ich erkenne gleich, daß wir nicht das erstrebte Ziel erreicht haben, dessen prächtige Pyramide noch vor uns auftaucht. Auf diesem Wege doch weiter vorzudringen, wäre tollkühnes Unternehmen. Wir sind einen falschen Weg geführt worden, die ganze schwierige Felskletterei wäre zu vermeiden gewesen. Schon mahnt uns auch die vorgerückte Stunde zur Umkehr. Mein Zweck, die Hochregion kennen zu lernen, einen Blick auf die erhabene Alpenlandschaft zu werfen, ist aber erreicht. Da liegen sie im Halbkreise vor uns die Zinnen und Türme, die Spitzen und Grate, mit lotrechten

Felswänden gegen einen weiten, zerrissenen Gebirgskessel abfallend. Ihrer vierzehn dürften sich über 3000 *m* erheben, einige wohl über 3400 *m*. Wir wenden uns zum Abstieg, da bietet sich uns gegen Westen eine offene Fernsicht. Über das Korkun Su - Tal, über die Berge von Bereketli Maaden und Nigde, über die unbegrenzte lykaonische Ebene schweift der Blick frei, bis er an den Vulkanbergen des Kara Dagh und Karadscha Dagh im Südwesten, am Hassan Dagh im Nordosten haften bleibt. Selbst der See von Eregli, die ausgedehnten Gärten dieser Stadt und anderer Orte der Steppe und die kleinen Vulkane von Kara Bunar zeichnen sich bei der außerordentlichen Klarheit der Luft scharf von der eintönigen Ebene ab. Dann ging es fast denselben Weg zu Tal, den wir heraufgestiegen, und als die Abendsonne das Felsengebirge erglühen ließ, hatten wir schon unser Lager erreicht.

Da ich erkannte, daß meine Begleiter den ihnen ungewohnten Anstrengungen nicht gewachsen waren, und der Führer überdies erklärte, mich um keinen Preis weiter zu begleiten, mußte ich von weiteren Touren abstehen und kehrte nach Bereketli Maaden zurück. Von hier folgte ich dann dem Laufe des Korkun Su bis zur Wasserscheide gegen das Innere. Die uns begleitende Ala Dagh-Kette verliert allmählich an Höhe und senkt sich gegen die Ebene Cappadociens. Vor uns taucht nun der schneebedeckte Gipfel des Erdschas Dagh — Argäus — in der Ferne auf, den wir jetzt immer als Ziel vor Augen haben. Hinter dem kleinen Dorfe Dundelu gelangen wir an den Rand des vulkanischen Gebietes. Im Osten wird es von mäßig hohen Bergzügen, den Ausläufern des Ala Dagh, begrenzt, die sich schon an den Antitaurus anschließen, gegen Westen dehnt sich mehrere Tagereisen weit die Tufflandschaft Cappadociens aus und den Hintergrund bildet der mächtige Vulkankegel, der sich fast 3000 *m* hoch aus dem Flachlande erhebt. Die ihn umgebende Hochebene ist von Salzseen und Sümpfen bedeckt, die den Weg zur Regenzeit unpassierbar machen. An ihrem Rande liegen ein paar elende Tscherkessendörfer und erst wenn man den Fuß des Vulkans erreicht, sieht man ein paar freundlichere Niederlassungen eingeborner griechischer Christen, die in ihrem Äußeren, in Sprache, Sitten und Gebräuchen so völlig von ihren Stammesgenossen der übrigen Landesteile abweichen, daß man geneigt ist, in ihnen einen Rest der alten cappadocischen Ureinwohner zu vermuten, deren Geschichte in das graue Altertum zurückreicht. Die Tufflandschaft ist heute noch der

Sitz einer zahlreichen Troglodytenbevölkerung, deren Dörfer in das leicht zu bearbeitende Gestein in zahlreichen Stockwerken eingehauen sind. Die Höhlen stehen untereinander in Verbindung und weisen sauber gearbeitete Kammern und Gewölbe auf. Teilweise sind noch uralte Höhlungen, deren einfacher Wandschmuck von rohen Skulpturen auf eine alte christliche Bevölkerung hinweisen, in Verwendung. Doch gestatten zahllose Funde von primitiven Steinwerkzeugen den Schluß, daß das Land um den Argäus schon in vorgeschichtlicher Zeit von den Troglodyten bewohnt war, deren die ältesten Quellen Erwähnung tun.

Die sumpfige Niederung reicht bis an den Fuß des Erdschas Dagh, den wir bei Ewerek erreichen. Von hier, das ist von Südosten, gesehen, stellt er sich als ein schroffer Kegel dar, da er die Außenseite des erhaltenen Teiles des Kraterrandes nach dieser Seite kehrt. Die südliche Flanke trägt nur einzelne kleine Schneeflecken. Man erzählte mir, daß hier der einzig mögliche Anstieg wäre, aber ein heftiges Unwohlsein meines Begleiters vereitelte meinen Plan, diese höchste Erhebung der anatolischen Halbinsel zu ersteigen. Inmitten reich bewässerter Gärten liegt die Stadt Ewerek, ein elender schmutziger Ort, in fruchtbarer Landschaft. Sie ist mit Kaisarie durch eine fahrbare Kunststraße verbunden, die sich bis 2230 m zur Tekirhöhe den Berg hinan zieht. Sie führt über Lavafelder, die sich weit in die Ebene erstrecken. Eine in NNO—SSW-Richtung verlaufende Linie kleinerer Eruptionскеgel scheint auf eine Spalte hinzuweisen. Von Osten gesehen gewährt der Vulkan einen ganz anderen Anblick: ein langer, schroff abfallender Felskamm, dessen Flanke von ausgedehnten Schneefeldern bedeckt ist, die Innenseite des Südwestrandes des großen und tiefen Kraters, der gegen Nordosten offen steht. Von Kaisarie besitzt der Berg schon wieder ein ganz anderes Aussehen. Er erscheint hier viel spitzer und noch mächtiger als von der Südseite.

Wenn man von dem Tekirplateau zur Ebene hinabsteigt, trifft man ein paar freundliche Dörfer, die sich in die romantischen Täler des Vulkans schmiegen, die Sommersitze der Bürger von Kaisarie, das sich bald vor uns ausbreitet. Der Anblick der Stadt ist recht traurig. Die Umgebung ist jetzt nach der Ernte eine öde Steppe und die Lehmbauten, die sich dem Besucher zuerst darbieten, sind nicht vielversprechend. Doch diesmal ist die Täuschung eine angenehme, denn die Stadt ist weitaus besser als die meisten Orte des Innern. Ihr Klima ist rauh, wie es bei der

gegen Ost und Nord offenen Lage in 1100 *m* Seehöhe mitten im Herzen der Halbinsel selbstverständlich ist. Ihr Handel und Verkehr ist bedeutend, der Bazar ausgedehnt, wohl versehen und äußerst belebt. Große Hans gewähren verhältnismäßig gute Unterkunft. Hier treffen sich die Straßen von Angora, Konia, Adana, Samsun - Jokat und Sivas. Hier sieht man den arabischen Kamelführer aus Haleb und vom Tigris und den Kutscher von Trebisond und Diarbekir. Die Stadt ist ein Hauptsitz der anatolischen Teppichindustrie und ihr Export nach dem Abendlande ansehnlich.

Teilweise sind noch die alten Umfassungsmauern erhalten und das prächtige Kastell, das seine jetzige Gestalt im 14. Jahrhundert erhalten hat, ist eines der besterhaltenen des Orients. Die Hauvantmoschee mit einem reich verzierten Portal, prächtigem Säulenhof und einer ausgedehnten Medresse ist das bemerkenswerteste Bauwerk der Stadt. Die große Vergangenheit des Platzes, die in die Zeit des Mithridates und der cappadocischen Könige zurückreicht, offenbart sich in zahllosen Gräberfunden aus antiker und mittelalterlicher Zeit und man hat Gelegenheit, Münzen, Bronzen, Glas- und Töpferwaren und Waffen zu so niederen Preisen wie wohl kaum an einem anderen Punkte der Halbinsel zu erwerben. Doch wird die Stadt wegen ihrer großen Entfernung von der Küste und den Endpunkten der Eisenbahn nur selten von Reisenden aufgesucht, aber ich glaube, daß schon die in ihrem Bazar aufzutreibenden Altertümer eine Reise dorthin lohnen würden.

Da die Straße von Kaisarie nach Angora mit Wagen befahren wird, entließ ich meine beiden eingebornen Kiradschis (Pferdevermieter), die nach Tarsus zurückkehrten. Der Abschied war für uns alle schwer, hatten wir doch heuer wie im vergangenen Jahre freudige und schwere Stunden mit einander verbracht und ich in den Leuten treue und verlässliche Gefährten gefunden, und nur die Aussicht, vielleicht später noch einmal das ungebundene Leben der Wildnis zusammen zu führen, erleichterte das Scheiden. Mein Gepäck wurde auf einen Lastwagen geladen, eine Reisekutsche nahm mich und meinen Begleiter auf und noch vor Tagesanbruch verließen wir unter Bedeckung Kaisarie in der Richtung nach Nordwesten. So ein Reisewagen — Jaila Araba, eigentlich „Sommerfrischewagen“ — ist das einzig zweckmäßige Beförderungsmittel für größere Touren auf den elenden Straßen des Innern. Er bietet Raum für vier Personen, aber wenn er nur von zweien besetzt

ist, kann man in ihm weite Strecken ohne allzusehr zu ermüden zurücklegen, da er die Körperlage beliebig zu verändern gestattet. Bald sitzend, bald liegend bewahrt man seine Glieder vor der Steifheit und der Zerschlagenheit, die längere Wagenreisen verursachen. Von Kaisarie nach Angora rechnet man sieben Tage. Ich bewog meine Kutscher durch die Aussicht auf ein reichliches Trinkgeld, den Weg in fünf Tagen zurückzulegen, wobei wir freilich täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit nur zwei Stunden Unterbrechung auf der Fahrt waren. Vier Stunden hinter Kaisarie setzten wir über den Kisil Irmak, den alten Halys, und nun ging es durch welliges Hügelland, ohne Bäume und Gebüsche, an wenigen elenden, oft eine halbe Tagereise auseinanderliegenden Ortschaften die staubige Straße dahin. Für Unterkunft ist nicht gesorgt: man muß die Nacht im Freien oder im Wagen verbringen. Wasser findet sich selten. Ein fürchterlicher Staub wurde von einem heftigen, nur bei Tage wehenden Winde über die Ebene getrieben.

Kirschehr, das wir am Abend des zweiten Tages erreichten, ist eine ausgedehnte, uninteressante Stadt und besitzt nur als Kreuzungspunkt der Straßen nach Angora und Joskat einige Bedeutung für den Verkehr. Am Morgen des vierten Tages gelangten wir bei Tscheschme Köprü wieder an den Kisil Irmak, der hier in einem engen Tale das wellige Bergland durchbricht, das sich von hier bis in die Gegend von Angora erstreckt. Die ermüdende Eintönigkeit der Landschaft ändert sich aber dadurch wenig und mit Freuden begrüßten wir den Anblick von Angora, der sich uns bot, als wir die Höhe des Elma Dagh erreichten. In sausender Fahrt ging es das letzte Stück steil hinab zur Ebene, wo uns die am Südabhange eines steilen Hügels gelegene Stadt das Ende unserer Reise bezeichnete.

Hier waren wir wieder an der Grenze der Zivilisation angelangt, die uns unter dem Zeichen des Flügelrades entgegentritt. Schon am anderen Tage führte uns der Zug durch die Steppen Galatiens nach Eskischehr und lehrte uns, die wir von der eiligen Wagenfahrt halb gerädert waren, so recht fühlbar den leider einseitigen Wert hoher Kultur schätzen. In Eskischehr trennte ich mich von meinem treuen Begleiter und kehrte über Konstantinopel in die Heimat zurück.